



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N^o 10.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman
von
Rosenthal-Bonin.
(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Die Firma Samuel Elmenreich gehörte zu den sehr begüterten und geachtetsten Hamburgs. Es war ein Bank- und Getraidegeschäft, und der langjährige Inhaber galt für einen vorsichtigen, klugen, im Verhältnis zu seinen Mitteln jedoch genauen Mann. Er war unverheiratet und wie seine ganze Familie strenggläubig jüdisch. Hier hörte Sa-

muel Elmenreich's Genauigkeit auf, für jüdische Krankenhäuser, Schulen, arme Studenten dieser Konfession hatte er stets Geld und gab in Fülle. — Kein jüdischer Armer ging je von ihm, ohne unterstützt worden zu sein.

Das Geschäftshaus Samuel Elmenreich's lag am Neuen Wall, einer der vornehmen Straßen, — die Comptoirs waren im unteren Stock, während oben die gediegene, bürgerlich möblierte Junggesellenwohnung des Firmaträgers sich befand.

Alles war hier sehr dunkel, — die Tapeten dunkelbraun, alt, mit verblichener Vergoldung, die Thüren mahagonibraun, die Teppiche dunkelbraun mit blutrothen kleinen Rosen, die Gardinen rothbraun und die Möbel massiver, durch die Zeit beinahe schwarzer Mahagoni.

Diesem entsprach die Persönlichkeit Samuel's. Ein kleines mageres Männchen mit gelbem Gesicht und sehr

schwarzen, durchdringenden, leidenschaftlichen Augen. Der Geschäftsinhaber ging stets im langen schwarzen Rock, den Kopf mit der hohen, geistreichen Stirn von einem Sammetkappchen bedeckt. So fand man ihn im Geschäft, so sah er in seinem Zimmer, die Bücher und Schriften alter, berühmter Rabbiner lesend.

Am Mittag war Herr Blomkist in Hamburg angekommen, sein erster Gang führte ihn zur obersten Polizeistelle der Stadt, wo er sich vorstellte und den ersten Beamten um Auskunft über die Familie Samuel Elmenreich bat.

„Höchst respectable Leute, solide, reiche Firma! Es liegt gegen sie absolut nichts vor,“ lautete die Auskunft.

„Das weiß ich,“ lachte Herr Blomkist. „Ich komme auch nicht, um Ihnen Samuel Elmenreich wegzuführen; ich möchte nur irgend eine Verwandtschaft oder Bekann-



Fischauction am Strande in Hartlepool. Nach einer Skizze von C. Schildt. (S. 110.)

schaft entdecken, um mich, darauf fußend, nach Jemandem zu erkundigen."

"Wird schwer halten," sagte der Beamte, "der alte Samuel ist so verschlossen wie seine Geldschänke, bevor der ein Wort spricht, muß es ihm tausend Mark Banco eintragen."

"Nun, das thut's ja auch vielleicht," warf Herr Blomkist etwas spöttisch ein, "aber sagen Sie mir, verehrter Herr Kollege, hat dieser schweigsame Samuel nicht eine Schwester Rebekka?"

"Ja, man munkelt da etwas, — sie soll eine Geschichte mit einem Christen gehabt haben und ist von der Familie verstossen. — Samuel Elmenreich erhält sie in Euxhaven. — Sie soll sogar verheirathet gewesen sein; bei dem großen Brand hier gingen jedoch die Kirchenbücher, die Polizeiregister, überhaupt fast alle amtlichen Akten verloren, so daß kein Mensch etwas Bestimmtes nachweisen kann; vielleicht hat auch nur die Entfernung von der Familie — Sie kennen das ja, Herr Kollege — all' diese Gerüchte hervorgerufen."

"Das ist Alles, was Sie wissen?" fragte Herr Blomkist. "Mit mehr kann ich Ihnen da nicht dienen," gab der Beamte zurück.

"So bin ich genügend orientirt. — Nehmen Sie meinen besten Dank und wenn Sie unsere Hilfe brauchen, rechnen Sie auf mich, Herr Rath." Mit diesen Worten verabschiedete sich Herr Blomkist von seinem Hamburger Kollegen.

Er nahm eine Droschke, fuhr nach dem Hause auf dem Neuen Wall und ließ sich als Herr Blomkist aus Rotterdam bei Herrn Samuel Elmenreich anmelden.

Da noch Geschäftsstunde war, wurde Herr Blomkist im Bureau empfangen.

"Ich komme nicht in kaufmännischen Geschäften, mein Herr," sagte der Beamte, als Herr Elmenreich nach seinem Begehre fragte, "und würden Sie mich deshalb verbinden, wenn wir nicht vor dem Personal zu verhandeln brauchen?"

Samuel Elmenreich sah den Besucher einen Moment durchdringend scharf an, dann öffnete er eine hinter seinem Comptoirisch befindliche Thür und die beiden Herren traten in ein kleines, behagliches Gemach, wo drei große eiserne Schränke den Blick aufhielten.

Herr Blomkist griff in seine Brusttasche.

"Kennen Sie dieß Buch, mein Herr?" sprach er und reichte dem alten Herrn das bei dem Diamantschleifer gefundene Gebetbuch hin.

Samuel nahm es, schlug es auf und erschrak sichtlich, sein mageres Gesicht wurde um eine starke Schattirung fahler, wie Herrn Blomkist nicht entging.

"Ja, es gehörte meiner Schwester," sprach Samuel mit zuckenden Lippen.

"Durch Sie gelangte das Buch nach Paris," sprach Herr Blomkist, den Kaufmann ernst und scharf ansehend.

"Ich muß bitten, mein Herr, mir zu sagen, wer Sie sind, und welches Interesse Sie an diesem Buche nehmen können?" fragte der Bankier.

"Ich komme dieses Buches wegen direct von Rotterdam, Herr Elmenreich, und bin der Vorstand der Rotterdamer Entdeckungspolizei. Werfen Sie gefälligst einen Blick in diesen Ausweis," und Herr Blomkist reichte dem Bankier seine Legitimation hin.

Samuel Elmenreich nahm diese und las sie genau durch, — er gab sie dem Beamten wieder.

"Mit welchem Recht kommen Sie zu mir, um mich auszuforschen?" fragte er, völlig gesammelt, scharf.

"Weil ich Sie vielleicht davor bewahren kann, daß der Name Ihrer Familie in eine höchst fatale Geschichte verflochten wird."

"Meine Familie hat die Entdeckungspolizei nicht zu fürchten!" gab Herr Elmenreich etwas stolz zurück.

"Keine Grafen, keine Herzöge, keine Königsfamilie ist vor Entartung eines Mitgliedes sicher, — denn wir sind Alle Menschen," erwiderte Herr Blomkist. "Dieses Buch gehörte Ihrer Schwester," fügte der Beamte hinzu.

"Das steht deutlich zu lesen," erwiderte der Bankier finster.

"Die in Euxhaven wohnt?" fuhr Herr Blomkist fort.

"Haben Sie meine Schwester schon ausgeforscht?" fiel hier verächtlich der Bankier ein.

"Ich habe Ihre Fräulein Schwester noch mit keinem Auge gesehen," versicherte Herr Blomkist. "Ich weiß nur, was hier Jedermann weiß, daß sie von ihrer Familie fern gehalten wird und in Euxhaven in Armuth lebt, — das geht mich aber gar nichts an, ich habe da auch nicht den Richter zu spielen. Aber mit dieser Rebekka Elmenreich und Ihnen, Herr Elmenreich, und diesem Buch hängt die Geschichte eines frechen Diamantendiebes zusammen, der den Namen Ihrer Familie möglicherweise in die Oeffentlichkeit bringen kann, und deshalb, Herr Elmenreich, verhindern Sie durch jene Aufklärung, die ich in Ihrem Interesse von Ihnen erbitte — eine vor der Oeffentlichkeit geführte Untersuchung, welche nicht ausbleiben kann und die von allen Zeitungen begierig gedruckt werden wird."

"Was geht mich dieser Diamantendieb an!" — rief mit unterdrücktem Zorn Herr Elmenreich, beharrlich vermeidend, dem forschenden Auge des Holländers zu begegnen. "Was bringen Sie mich und unsere Familie da hinein? Sie wissen nichts mit dem Menschen anzufangen und wollen ihn scheint's auf Grund dieses Buches mit unserem Namen umkleiden," warf der Bankier gereizt ein. "Ich verweigere Ihnen da jede Auskunft."

"Nun, dann zwingen Sie mich, Ihre Schwester, Fräulein Rebekka Elmenreich, amtlich und unter Eid vernehmen zu lassen," erwiderte jetzt Herr Blomkist bestimmt und nahm seinen Hut.

"Meine Schwester ist schwachsinzig!" rief jetzt der Bankier aus.

"Nein, mein Herr, sie ist so vollkommen geistig gesund, wie wir es sind, und ich werde dafür sorgen, daß kein Zwang auf sie ausgeübt wird. Ihr Verhalten mir gegenüber zeigt mir, daß Sie eine Untersuchung zu fürchten haben, sonst hätten Sie mir Auskunft gegeben, — Sie wissen genau, wie das Buch nach Paris, ja nach Paris kam, mein Herr, und weil Sie mir das durchaus verheimlichen wollen, scheuen Sie das Licht in dieser Angelegenheit, und ich werde Licht hineinbringen, dessen können Sie sicher sein."

"Es wird ein Phantasiegeispinn sein, was Sie da herausbringen," entgegnete der Bankier in verbissenem Ton.

"Glauben Sie das?" sagte Herr Blomkist eigenhümlich lächelnd. "Die Phantasie der Entdeckungsbeamten ist Prophetengabe, Herr Elmenreich, — wir sehen die Dinge voraus, und so sehe ich voraus, daß Herr Samuel Elmenreich gehandelt hat, wie er nicht hat handeln dürfen. Ich sehe, daß er eine Schwester mißhandelt hat, weil sie abgewichen von der strengen Anschauung des rechtgläubigen Juden. Die Gesetze der Moral und des ehrenhaften Handelns sind weder christlich noch jüdisch, mein Herr, sondern einfach menschlich und wir werden sehen, ob Sie vor diesen gerechtfertigt dastehen."

"Was gehen mich Ihre Gesetze an, Herr!" rief der Bankier erbittert. "Meinetwegen stellen Sie meine Schwester an den Pranger, sie ist unsere Schwester nicht mehr, nur aus Menschlichkeit, Herr, ja aus Menschlichkeit lasse ich sie nicht verhungern, sie gehört nicht zu uns."

"Auch wenn sie den Namen Elmenreich trägt?"

"Der Name kommt ihr nicht mehr zu," antwortete ihr der Bankier.

Herr Blomkist sah jetzt ein, daß seine Geschäfte hier beendet wären, er ließ das verhängnißvolle Gebetbuch wieder in seine Rocktasche gleiten und verließ den Bankier.

Sobald sich die Thüre hinter dem unwillkommenen Besuche geschlossen hatte, ward Samuel Elmenreich's Gesicht noch finsterner.

"Ich habe gedacht, daß es einmal so kommen wird," murmelte er, "sie wird Alles herausfinden, die weichmüthige Gans, die so aus der Art geschlagen ist. Man wird an der Börse über uns zischeln, und ich kann's nicht ändern. Wenn ich es dem Mann gesagt hätte" — fuhr Samuel Elmenreich fort — "was für Kummer und Zorn und welche Schmach für die ganze Gemeinde diese Person über uns gebracht hat — war's dadurch geheim geblieben wie bisher? — ich kenne diese Herren, er hätte daraus Kapital geschlagen für seine Sache. Wir kann Niemand etwas anhaben. Verweisen sollen sie mir," rief ingrimmig der Bankier. "Ueber meine Lippen soll die schmachvolle Geschichte nicht kommen, mag sie's sagen — sie ist stets eine charakterlose Gans gewesen, die ihr Geld verdient hat — und das jetzt noch — das — das — jetzt noch!" — Herrn Elmenreich's schwarze Augen bohrten sich glühend in die Wand, als wollten sie diese verbrennen, — "über meine Lippen," murmelte er, "soll ihr Name nicht kommen, wie ich es gehalten diese vierundzwanzig Jahre, bis ich auf dem guten Orte bin (Kirchhof)."

Herr Blomkist sprang in seine Droschke und ließ den Kutscher zurück zur Polizeipräfektur fahren, dort hat er, an den Kommissär in Euxhaven amtlich telegraphiren zu dürfen, daß Briefe und Depeschen, welche etwa Fräulein Rebekka Elmenreich an diesem Tage zugehen würden, zurückgehalten werden sollen. Dem Hamburger Polizeiverstand jedoch erklärte er auf Amtseid, daß er diese Maßnahmen zu Entdeckung eines großen Diamantendiebstahls für nothwendig halte, er gab dem Beamten noch einige Andeutungen über seine Unterredung mit Samuel Elmenreich und einige andere Anhaltspunkte.

Die Depesche wurde bewilligt und ging ab, und Herr Blomkist wollte sich eben, von einem Hamburger Polizeibeamten begleitet, zum Bahnhof begeben, um nach Euxhaven hinab zu fahren, als ihm eine Depesche überbracht wurde, welche ihn veranlaßte, die Reise für einen späteren Zug zu verschieben und seine Thätigkeit zuerst nach einem andern Punkte hinzuwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Fischanktion.

(Bild S. 109)

Die wilde Fischerei, der Fischfang im Meere, in Binnenseen und Flüssen im Gegenstze zu der zahmen, welche zugleich Fischzucht und Teichwirtschaft treibt, — ist bekanntlich eines der großartigsten Gewerbe, das Millionen von Menschen beschäftigt und noch mehreren Nahrung bringt. Daneben hat die Fischerei noch den mittelbaren Nutzen, daß sie eine kräftige, seetüchtige Bevölkerung bildet.

Am ausgeprägtesten trifft dieses wohl in England zu, dessen ganzer Saum, vom Meere umspült, seinen Bewohnern in dieser Hinsicht den weitesten Spielraum gewährt.

Sehr eigenhümlich und interessant ist das Leben, das sich all-täglich daselbst am Strande entwickelt, wenn der Fischer mit seiner Beute, die er dem Meere in schwerer Arbeit abgerungen, den Häfen

der Städte zufließt, um sie daselbst in klingende Münze zu verwandeln. — Unser Bild führt mitten in die Handlung einer solchen Szene, wo die Auktionäre — welche von den Fischern die Waare zum Vertrieb zugeführt erhalten und dieselbe vorher in Partien vertheilt haben — jetzt die betreffenden Kaufliebhaber, Fischhändler und Fischfrauen vermittelst einer großen Handglocke um sich versammeln, um die meist lebende Waare den Meistbietenden zuzuschlagen.

Nachdem der Kauf abgeschlossen, werden die Fische an Ort und Stelle ausgeflachtet und in Bütten, welche von den Fischfrauen auf dem Kopfe getragen werden, der Rundschaft zugeführt.

Eine Konservefabrik wilder Kaninchen.

Von

Oskar Kast-Neuseaux.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das australische Klima auf die Fruchtbarkeit aller Thiere eine erstaunliche Wirkung ausübt. Sämmtliche importirten Thiere, wie Hirsche, Fische, Sperlinge, Hasen und besonders Kaninchen, vermehren sich in beispielloser Weise und werden buchstäblich zu Landplagen. Vor allen haben die Kaninchen in dem westlichen Theile der Kolonie Victoria dermaßen überhand genommen, daß die dortigen Squatters mit allen erdenklichen Mitteln einen Vernichtungskrieg gegen dieselben eröffneten, um ihre Weidenplätze zu sichern.

Da bei der allgemeinen Billigkeit des Kinder- und Schaf-fleisches in Australien an eine Verwerthung der erlegten Kaninchen nicht gedacht wurde, so ließ man dieselben auf dem Felde verrotten oder warf sie den Hunden vor.

Dieser Umstand veranlaßte einige spekulative Geister des westlichen Victoria, die für Australien werthlosen Kaninchen auf den europäischen Markt zu bringen.

Im Jahre 1878 wurde von diesen Herren eine Fleischkonservefabrik in Colac unter dem Namen: "Western Meat Preserving Company" gegründet, welche ausschließlich wilde Kaninchen auf verschiedene Weisen konservirt.

Es klingt Europäern kaum glaublich, welche Unmengen von Kaninchen in der Umgegend von Colac, vorzüglich in den vierzehn englische Meilen westlich von Colac, auf dem Wege nach Camperdown und Warrnambool gelegenen "Stony Rises", leben. Der Boden ist buchstäblich unterhöhlt von den Thieren.

Leute, welche nur diesem Geschäfte obliegen, fangen die Kaninchen in Fallen und liefern allabendlich zwischen 8—9000 Stüd ab. In letzter Saison wurden nicht weniger als 650,000 Kaninchen in die Konservefabrik gebracht, und dennoch scheint die Zahl der Thiere in der Umgebung eher zu- als abgenommen zu haben.

Das Konserviren der Kaninchen in den Fabriken geschieht auf folgende Weise:

Nachmittags zwischen vier bis fünf Uhr beginnen die Wagen mit den Kaninchen einzutreffen. Bis gegen zehn Uhr währt das Abladen der schon ausgegenommenen Thiere. In dem Innern eines jeden dieser mit Leinwand überspannten Wagen steht der Eigenthümer und reißt die Kaninchen paarweise zwei Arbeitsleuten, welche bei dem scharfen Lichte einer Gaslampe die Thiere sorgfältig inspizieren und jedes Kaninchen wegwerfen, welches den geringsten Anzeichen oder Geruch der Verwesung zeigt. Die übrigen werden mit großer Geschwindigkeit gezählt und auf langen Stäben, in Paare getheilt, aneinander gereiht. So werden sie zu einem Wanne gebracht, der mit bewundernswerther Gewandtheit den Thieren die Köpfe abschneidet, während ein zweiter die Läufe in der Mitte abhackt. Rummelnd werden die Kaninchen mehreren Leuten überliefert, welche die Thiere in überaus schneller Weise abhäuten. — Das geschieht folgendermaßen:

Vor jedem der Leute befindet sich ein Pfosten mit einem Eisenhaken und ein Tisch. Die Leute fassen die Kaninchen in der Mitte des Körpers, lösen mit einem Handgriffe den Balg von dem Flanken, schwingen den abgestreiften Körper über den Haken und in weniger als einer Sekunde haben die gewandten Arbeiter den ganzen Balg herunter.

Während man die Bälge nun sorgsam sammelt, wird der Körper mit scharfem Messer von noch etwa anhaftender Wolle gereinigt.

Nun werden die Thiere zu der gegenüber liegenden Seite des Raumes gebracht und in Stücke zerhackt, und diese wirft man in große Kübel voll kochendem Salzwasser zur ersten Reinigung. Nach einer gewissen Zeit werden die Theile herausgenommen und in eine schwächere Salzlösung gelegt. Diese Operation wird ein drittes Mal wiederholt. Zuletzt gelangen die Fleischstücke in einen großen Kübel, in welchem sie gewaschen werden, während beständig frisches Wasser durchfließt. Bei diesem viermaligen Waschen wird das Fleisch nie mit den Händen berührt, sondern vermittelst eiserner, einer Schaufel ähnlicher Instrumente, bearbeitet.

Ist das Waschen beendet, bringt man die Fleischtheile, welche nun für den Kochprozeß reif sind, zu einem großen eisernen Bassin voll siedenden Wassers, dessen Temperatur vermittelst Dampf stets auf einer gleichen Höhe gehalten wird. In dem Bassin befindet sich ein Drahtgestell, das durch einen Mechanismus herausgehoben werden kann. Dieses geschieht nach zehn Minuten. Jetzt wird von dem emporgehobenen Drahtgestell mit den schneerweißen, gekochten Fleischtheilen die eine Seite desselben weggenommen und das Fleisch fällt auf einen blank geschwetzten Tisch, den Arbeiter umgeben, die das Kaninchenfleisch in die in der Fabrik angefertigten Blechbüchsen packen. Dieses Geschäft geht ebenfalls mit großer Schnelligkeit vor sich.

Die gefüllten Blechbüchsen werden sodann auf einem Reben-tische sorgfältig gewogen und das Gewicht regulirt. Die Büchsen gelangen von hier zu anderen Arbeitern, welche die Deckel besetzen und löthen. Jede Büchse enthält zwei englische Pfund Kaninchenfleisch, und da nur die besten Theile des Thieres verwendet werden, so fällt ein Kaninchen oder etwas mehr eine zweipfündige Blechbüchse.

In diesen Büchsen wird das Fleisch noch einmal gekocht, und deshalb hat jede Blechbüchse in der Mitte eine Oeffnung, welche dazu dient, die Dämpfe entweichen zu lassen. Zu diesem Zwecke des zweiten Kochens werden die Büchsen in ein langes, vier-

efiges eisernes Bassin gebracht, welches eine Lösung enthält, die erst bei einer höheren Temperatur als die Siedehitze des Wassers kocht. In dieser nur bis zu den Dedeln der Bläse reichenden Lösung werden diese einer Hitze von 140° Fahrenheit ausgesetzt, und zwar so lange, bis man annimmt, daß die in den Knochen und Sehnen u. gebundenen Gase frei geworden und entwichen sind. Dieser Zeitpunkt ist veränderlich und nur dem erfahrenen Auge des betreffenden Arbeiters wahrnehmbar.

Dieselbe ist stets mit den Blechbüchsen beschäftigt und wacht sorgsam, daß die Oeffnungen im Dedel sich nicht verstopfen, bis er endlich einem andern Manne ein Zeichen gibt, diese Löcher hermetisch zu verstopfen. Jetzt wird die Temperatur bis auf 264° Fahrenheit erhöht, wobei die siedende Lösung die Bläsen gänzlich bedeckt.

Auch dieses Bassin besitzt einen doppelten, durchlöchernten Boden, vermittelt dessen die Blechbüchsen aus der siedenden Lösung gehoben und in einen Behälter mit kaltem Wasser gebracht werden, in welchem sie in einigen Minuten so sehr abkühlen, daß sie mit den Händen berührt werden können.

Hierauf verbleiben die Blechbüchsen acht Tage in einem Ablühlungsraum. Als man dieselben aus der siedenden Lösung nahm, waren die beiden Enden, Dedel und Boden, durch den Druck der kochenden Brähe gewölbt; nachdem sie aber in dem Kühlraum gewesen und die Brähe sich in feste Gellée verwandelt hat, sind die beiden Enden nunmehr nach einwärts gebogen. Undichte Bläsen werden durch diesen Umstand leicht ausgefunden und verworfen.

Die als gut erachteten Blechbüchsen werden nunmehr etikettiert, verpackt und sind zur Verladung fertig.

Rißen, Blechbüchsen und alle übrigen in der Fabrik erforderlichen Dinge werden in derselben angefertigt.

Die Kaninchenbälge trocknet man sorgfältig auf Stangen und speichert sie, in Ballen verpackt, nach London.

Außer in verschiedener Weise zubereiteten Kaninchen konserviert die „Western Meat Preserving Company“ noch gebratene Wildenten, welche in unzählbaren Schaaeren den See von Colac bewohnen.

Einer Einladung folgend, welche ich meiner Stellung als Berichtshalter verdanke, nahm ich nach Befichtigung des Establishments in Gesellschaft vieler benachbarter Squatters ein Dinner ein, welches ausschließlich aus Erzeugnissen der Konservefabrik bestand, und ich kann die Versicherung geben, daß dasselbe nicht nur schmackhaft war, sondern selbst jeden verwöhnten Europäer befriedigen mußte. Eine wohlgeschmecktere Zubereitung des Fleisches wie der Suppen habe ich weder bei Hüller in Berlin, noch im Café anglais in Paris, noch bei der Hermitage in Moskau oder sonstwo gefunden.

Augenblicklich richtet sich der Hauptverhandt der „Western Meat Preserving Company“ nach Frankreich, wo die Regierung größere Quantitäten bezieht.

Ich möchte bei den hohen Fleischpreisen in Deutschland die Aufmerksamkeit meines Heimatlandes etwas mehr auf die australischen Fleischkonserver lenken. Ich habe die in sehr großem Maßstabe angelegten Konservefabriken von Victoria, Queensland und New-Süd-Wales, welche nur das ausgefuchteste Rind- und Schafsfleisch verbrauchen, besucht, und kann versichern, daß sowohl die Schmachthaftigkeit der Konserver als Reinlichkeit der Zubereitung unübertroffen dastehen.

Das Paar Kaninchen wird in der Konservefabrik mit 3-4 Pence, etwa 25-32 Pfg. deutschen Geldes, bezahlt.

Der Preis der Blechbüchsen à 2 Pfund variiert gemäß dem bezogenen Quantum; jedenfalls stellt derselbe sich so günstig, daß er den Import von konservierten Kaninchen, von Wildenten und Suppen nach Deutschland als ein überaus vorteilhaftes Geschäft erscheinen läßt.

Es ist ein lächerliches und gänzlich ungerechtfertigtes Vorurtheil, welches manche, besonders den unteren Volksklassen Angehörige gegen australische oder amerikanische Fleischwaaren hegen. Die beste Qualität der zu den Märkten von Homebush bei Sydney, von Melbourne, von Brisbane u. gebrachten Ochsen und Schafe wird stets von den Konservefabriken angekauft, die oft über 400 Stück Rindvieh oder 1000 Schafe an einem Tage schlachten und verarbeiten zu allen erdenklichen Konserven, zu Suppen, zu Rostbraten, zu Ragout, zu Omelette-Harricot, zu geräucherter oder eingemachter Ochsen- oder Schafjungen u.

Manche glauben in der Heimat, es sei nicht möglich, solche Quantitäten Prima-Fleisches zu erlangen, aber sie vergessen, daß viele der australischen Squatters 2-300,000 Schafe und 60-80,000 Stück Rindvieh besitzen, und daß deren Preis zu Zeiten so gering ist, daß es für dieselben vorteilhafter ist, das Vieh, so fett, wie man solches in Deutschland nicht zu sehen bekommt, einfach zur Gewinnung von Talg einzufahren.

Ich kenne einen Squatter an der Grenze von Queensland und New-Süd-Wales, der im vergangenen Jahre über 9000 Stück Rindvieh zur Gewinnung von Talg einfuhrte; es war ihm unmöglich, die Thiere zu annehmbaren Preisen loszuschlagen. Im Dezember 1879 wurden auf dem Markte von Homebush bei Sydney Ochsen, Prachtexemplare, mit 30 Schilling bis 2 Pfd Sterl., also 30-40 Mark, bezahlt.

Ich hoffe, diese kurzen Notizen werden dazu beitragen, die Abneigung der Deutschen gegen konserviertes Fleisch, namentlich von Kaninchen, zu beseitigen und so unseren Landleuten es ermöglichen, billige und wohlgeschmeckende Konserven zu beziehen, deren Qualität unübertroffen ist.

Allerdings ist diese Abneigung gegen so eingelochtes amerikanisches und australisches Fleisch nicht ganz grundlos; es ist das eben nicht mehr — frisches Fleisch und es ist durch die Verkapslung etwas theurer geworden. Ein Umschwung hierin bahnt sich aber mit Riesenschritten an. — Die Konservierungsfabrik in Stuttgart stellt ja nun ein billiges und unschädliches Mittel her, welches, als feines Pulver aufgetruffen, Fleisch und Fische ohne Einkochung und ohne Eisverpackung monatelang frisch erhält. So läßt sich nun der Ueberfluß der fernen Länder an vorzüglichem Fleisch, der Reichtum des Meeres an Fischen fortan ohne alle Umständlichkeiten versehen, und gewiß wird diese hochwichtige Erfindung bald höchst wohlthätige Änderungen im ganzen Nahrungsmittelwesen zur Folge haben.

Albumblatt.

Die Wetterfahne.

Das Wetterfährchen am Firste dreht
Im Wind sich und knarrt ohne Ruh';
Die blonde Kläre senkt und nährt
Und schaut dem Fährchen zu.

Sie nährt sich noch um's Augenlicht,
Ihr Herz ist wund und schwer;
Sie schaut dem Fährchen zu und spricht:
„Ach Gott — so ist auch er!“

(Aus: „Unhold“ von Max Hauskötter. München, Adersmann.)

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Bichbourg

von

Emile Vacano.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

7.

Eines Tages erhielt Herr Nestor Dumoulin, einer der berühmtesten Rechtsgelahrten von Paris, folgenden Brief:

„Mein theurer Freund!

„Diese Zeilen werden Dir sagen, daß ich nicht mehr bei den Antipoden oder im Eisemeer weile; seit fünf Tagen bin ich wieder in Frankreich, seit gestern wieder in Paris.

„Thue mir die Freundschaft und komme heute zum Frühstück zu mir, wenn Du sonst nicht verhindert bist. Ich möchte Dich so gerne wiedersehen. Auch habe ich Dich um einen Dienst zu bitten. Dein alter Kamerad

Graf Bussières.“

Der Unterzeichnete und der berühmte Advokat Dumoulin waren zwei wirkliche Freunde, zwei alte Studien-genossen.

Ihre so verschiedenen Lebensbahnen trennten sie oft viele Jahre hindurch, aber sie vergaßen einander nie und sahen sich stets mit großer Freude wieder.

Punkt halb Zwölf trat der Advokat in das Palais des Grafen Bussières in der Rue Velleschasse. Dieser erwartete ihn schon. Der Tisch war gedeckt. Die beiden Freunde saßen einander in die Arme und küßten sich herzlich. Dann betrachteten sie einander.

„Wahrhaftig, lieber Nestor,“ sagte der Graf, „Du wirkst gar nicht älter; ich finde Dich gerade so wieder, wie ich Dich vor vier Jahren verlassen habe.“ — „Nun, bester Adolphe, mir scheint, daß Du Dich in diesem Punkte ebenfalls nicht beklagen kannst; Du siehst aus wie das Leben.“ — „Das macht die Freude, Dich wiederzusehen. Brauchst mir nicht zu schmeicheln. Ich weiß recht gut, wie es mit mir steht. Obwohl ich erst fünfundsiebzig Jahre alt, das heißt, um drei Jahre jünger bin als Du, bin ich doch nicht halb so kräftig wie Du. Ich altere rasch.“ — „Warum irrst Du auch stets in der Welt herum, anstatt ruhig auf einem Deiner Schlösser zu leben?“

Das Gesicht des Grafen verfinsterte sich plötzlich.

„Du fragst und kennst doch einen Theil meines Geheimnisses!“ — „Richtig, mein Freund. Verzeih' mir. Du suchst zu vergessen.“ — „Ja wohl! O, das Vergessen! Ich suchte es überall, und fand überall nur meine trüben Erinnerungen und meinen Schmerz. Wie ich aus- und ab, lebe ich wieder zurück: gebrochen, unzufrieden mit Allem und zerfallen mit mir selber. Jetzt gebe ich's auf. Ob ich hier oder anderswo leide, bleibt sich gleich. Ich reise nicht mehr. Ich will unter dem Himmel meines Vaterlandes sterben.“ — „Hast Du Nachricht von der Frau Gräfin Bussières?“ — „Ja.“ — „Gute?“ — „Sie klagt nie.“ — „Sie lebt noch immer auf ihrem Gute in Nivernais?“ — „Wo sie verehrt und geliebt wird von Allen. Seit jenem Augenblicke, wo uns das Schicksal trennte, hat sie das alte Schloß, in dem sie geboren wurde, nicht wieder verlassen. Sie hat der Welt gänzlich entsagt. Die Einsamkeit, welche sie selber sich auferlegt hat, ist seit fast vierzig Jahren die nämliche geblieben. O, die Gräfin ist eine seltsame Frau.“ — „Sie will ihren Fehltritt muthig büßen.“ — „Ihren Fehltritt!“ — „murmelte der Graf. „Ich will Dir etwas anvertrauen. Ich fange an zu zweifeln, daß Valentine wirklich schuldig ist. Und dieser Zweifel erfüllt mich mit Entsetzen.“

Der Advokat schwieg. Er hatte stets die Ansicht gehabt, daß die beiden Gatten die Opfer eines gegenseitigen Irrthums seien. Leider war er nur der Vertraute des Mannes gewesen; und er kannte keinen der Umstände, die ihm hätten die Unschuld der Gräfin beweisen können.

„Siehst der junge Graf seine Mutter dann und wann?“ fragte Herr Dumoulin nach einer Pause. — „Ebenso wenig wie er seinen Vater sieht. So grausam getroffen in meiner Liebe für Valentine, habe ich nicht einmal in der Liebe meines Sohnes einen Ersatz und eine Zuflucht finden können. Und doch, der Himmel kennt meine Zärtlichkeit und meine Sorgfalt für dieses Kind! Du weißt, wie er mir dieselben gelohnt hat. Er liebt weder Vater noch

Mutter; er liebt nicht einmal sich selber. Es ist kein gutes Gefühl mehr in ihm. Klare seiner Leidenschaften und seiner schlimmen Neigungen, ist er im Stande, denselben Alles zu opfern. Indem ich ihn einst von seiner Mutter trennte, wollte ich ihn ganz für mich haben. Ich glaubte recht zu handeln, ich habe mich getäuscht... Nichts kann einem Kinde die Mutter ersetzen. Ich habe ein unermeßliches Vermögen, einen großen Namen, und ich muß beide auf einen Menschen vererben, den ich derselben für unwürdig halte. Welch' eine Demüthigung für meinen Stolz.“ — „Du bist sehr streng gegen Deinen Sohn.“

Der Graf lächelte bitter.

„Streng! Gegen diesen schamlosen und ungezügelter Gemüthsman, der sein gelangweiltes und nutzloses Leben durch alle Gassen schleppt!“ — „Weßhalb hast Du ihn nicht verheirathet?“ — „Hat er denn gewollt? Die Ehe legt Pflichten auf, und er will keine Pflichten kennen. Er will lieber in den Boudoirs leichtfertiger Frauen und hinter den Coulissen der Theater vegetiren, wo eine Schaar schamloser Mädchen ihre gefälschten Reize zur Schau stellt. Das Spiel, die Schlemmerei, die Weiber, das ist die Welt des Herrn Vicomte von Bussières! Gefunken, mißachtet, besudelt, vorzeitig gealtert ist der Erbe meines Reichthums und meines Namens. Was wird er damit anfangen? Ich wage kaum daran zu denken. Glücklich die Vorfahren in ihrem Grabe! Nein, Freund, es ist keine Hoffnung mehr. Der Unglückliche ist verloren. Und für die Gesellschaft, für ihn, für mich, für die Ehre kann ich nur Eines wünschen: daß er nicht allzu lange lebe! — Aber genug von diesem schmerzlichen Thema. Komm', der Tisch ist gedeckt, das Frühstück wartet.“

Der Graf und der Advokat traten in das Speisezimmer.

Nach seiner hohen Gestalt und den feinen Zügen zu urtheilen, mußte Graf Bussières einst ein sehr schöner Mann gewesen sein. Trotz den Spuren von Gram und Leid trugen seine Züge noch immer das Gepräge vollendetster Distinktion. Das, was man im ersten Augenblicke für Hochmuth halten mochte an ihm, war nur vollendete Würde; in seinem Lächeln und in seinem Blick lag Wohlwollen und Güte. Schon die anmuthige Art, wie er die Hand reichte, verrieth den echten Edelmann.

Nach dem Frühstück führte der Graf seinen Freund in das Rauchkabinett, wo sie bei vorzüglichem Havannas zu plaudern begannen.

„In meinem Briefe an Dich habe ich eines Dienstes erwähnt, den Du mir erweisen kannst,“ sagte Herr von Bussières. — „Ich stehe ganz zu Deiner Verfügung. Um was handelt es sich?“ — „Um einen Menschen, der auf Lebenszeit zum Bagno verurtheilt ist — eines Mordes wegen.“

Der Advokat schaute den Grafen erstaunt an.

„Und Du willst...“ — „Ich wünschte die Möglichkeit zu finden, seine Gnade erbitten und erhalten zu können.“ — „Das wird schwer halten. Wenn der Verurtheilte Anspruch auf Theilnahme hat, wenn sein Verhalten tadellos ist, wenn er sein Verbrechen aufrichtig bereut, dann kann er wohl eine Verminderung seiner Strafe gewärtigen, nie aber eine vollständige Begnadigung.“ — „Wenn er aber unschuldig ist! Glaubst Du, daß es keine solchen im Bagno gibt?“ — „Leider beweisen es viele Fälle. Seitdem wir aber Geschworenengerichte haben, sind dieselben äußerst selten. Ist aber der Verurtheilte dennoch das Opfer eines Rechtsirrhums, dann kann man die Revision des Prozesses verlangen.“ — „Jener Unglückliche ist auf zahlreiche, unteugbare Beweise hin verurtheilt worden. Er hat nicht versucht, dieselben zu entkräften, sondern sich damit begnügt, seine Unschuld zu betheuern. Er behauptete, ein Umstand, den er nicht verrathen dürfe, verbiete ihm, den Richtern die nöthigen Aufklärungen zu geben.“ — „Seit wie lange ist er im Bagno?“ — „Seit ungefähr achtzehn Jahren. Er befindet sich in unserer Strafkolonie in Guyana.“ — „Und heißt?“ — „Jean Renaud.“ — „Jean Renaud! Mir ist, als erinnere ich mich dieses Namens. Ist er nicht von den Affissen der Haute Saône verurtheilt worden?“ — „So ist's. Welch' ausgezeichnetes Gedächtniß Du hast!“ — „Mein Amt verlangt, daß ich mich so ziemlich über alle bedeutenderen Rechtsfälle unterrichte. Der Fall Jean Renaud's ist mir damals eben durch das Geheimnißvolle darin aufgefallen.“ — „Könntest Du mir nicht über diesen Fall eine Art Memorandum für meinen Freund, den Justizminister, aufsetzen?“ — „O ja. Dazu muß ich aber nach Besoul gehen, um die Prozesse zu prüfen.“ — „Nun?“ — „Es liegt Dir also viel daran, diesem Verurtheilten zu helfen?“ — „Ja.“ — „In diesem Falle will ich nur noch meine dringendsten Geschäfte abthun und bin übermorgen in Besoul.“ — „Ich danke Dir,“ sagte der Graf. „Und jetzt will ich Dir erklären, wie es kommt, daß ich mich für den armen Kerl interessire. Vor meiner Rückkehr nach Frankreich reiste ich in den Guyanas. Unsere französische Kolonie ist sehr vernachlässigt. Kaum daß sie auf fünfundsiebzigtausend Einwohner viertausend Weiße aufweist, die Sträflinge mit eingerechnet. Cayenne, die Hauptstadt, ist ein kleiner Ort ohne Wichtigkeit, nur etwa so dicht bewohnt wie ein französischer Marktflecken. Die Kolonie hat mehrere Ströme und vier schöne Flüsse, unter anderen den Sinnamary. Ich wurde sehr freundlich empfangen vom Direktor der Strafkolonie, der mir über Alles, was ich fragte, bereitwillig Auskunft gab. Ich fragte ihn, ob er unter seinen

Sträflingen nicht einen habe, den ich bei meiner Rückkehr der Gnade meines Freundes, des Justizministers, empfehlen könne. Er nannte mir nun Jean Renaud und sprach mit aller Wärme von ihm. Derselbe hat nie eine Strafe oder einen Tadel verdient während seiner ganzen Strafzeit. Er hat nie geklagt, seine Ergebung ist bewunderungswürdig. Während einer Epidemie war er der beste und unermüdlichste Pfleger der Erkrankten, bei denen er die Rolle eines Krankenwärters, eines Arztes und eines Priesters zugleich übernahm. Eine junge Dame rettete er eines Tages vor dem Rachen eines greulichen Krokodils mit eigener Lebensgefahr, nach einem heftigen Kampfe, bei dem er nur einen Spaten zur Waffe hatte. So schilderte mir der Direktor den Verurtheilten. Ich wünschte ihn zu sehen und fand ein offenes, ehrliches, sympathisches Gesicht, das im Vorhinein schon für ihn einnahm. Ich fragte ihn um sein

Verbrechen. Da antwortete er mir: „Es ist das Verbrechen eines Andern, für das ich büße. Alle Beweise aber waren gegen mich, ich konnte nicht sprechen und wurde verurtheilt.“ Ich fragte ihn, ob er den wahren Schuldigen kenne. Er bejahte, brach aber das Thema ab. Wie ich ihm von seinem Vaterlande, von den Seinigen sprach, weinte er bitterlich — und wahrlich keine erheuchelten Thränen. Mit einem Worte, mein Freund, der Unglückliche hat mein ganzes Mitleid gewonnen und ich möchte Alles daransetzen, seine Begnadigung zu erlangen. Die Zeugnisse, die mir der Direktor über ihn mitgab, werden unsere guten Stützen sein dabei.“

8.

Sechs Tage später kam Herr Dumoulin zum Grafen Bussièrès mit den Worten: „Lieber Freund, ich bin in

Besoul gewesen und glaube ebenfalls an die Unschuld Deines Schütlings. Aber nicht aus den Prozeßakten selbst habe ich diese Ueberzeugung gewonnen, sondern aus dem, was ich über ihn erfuhr. Zwei, drei Akten waren nämlich von dem Friedensrichter Herrn Geoffroy unterzeichnet, mit dem ich die Rechte studirte. Ich suchte ihn in Saint-Trun auf, wo er in behaglicher Ruhe lebt. Er empfing mich mit offenen Armen. Da ich ihm den wahren Zweck meiner Reise nicht sagen wollte, gab ich vor, daß ich, mit einem größeren Werke über die „Gerichtsgeschichte Frankreichs“ beschäftigt, mich entschlossen habe, neben anderen sensationelleren Rechtsfällen auch die Affäre Jean Renaud in demselben aufzunehmen. „Da haben Sie Recht!“ sagte mir Herr Geoffroy lebhaft. „Denn diese Affäre, die so wenig Lärm gemacht hat außerhalb unserer Gegend, hat vielleicht mehr Anspruch auf Publizität, als die sensationellen Pro-



Berg, Lustschloß des Königs von Bayern. Korridor. (S. 118.)

Nach einer Photographie von J. Albert, Heliograph in München.

zesse Lafarge, Bocarmé, Fualdès und so weiter.“ — „Sie haben Jean Renaud genauer gekannt, wie man mir sagte?“ — „Gekannt und geachtet.“ — „Sind Sie von seiner Schuld überzeugt?“ — „Das wohl.“ — „Auch davon, daß er den Mord in räuberischer Absicht beging?“ — „Nein. Jean Renaud ist ein Mörder, aber kein Räuber!... Es sind viele Jahre verstrichen, seit die That geschehen ist, aber noch oft denke ich an dieselbe. Ich konnte nicht begreifen, wie dieser ehrliche, rechtschaffene, gutherzige Mensch hatte plötzlich ein elender Mörder werden können. Ich suchte und forschte daher und fand heraus, daß Jean Renaud das Werkzeug eines Andern gewesen sein muß.“ Auf dem Territorium der Gemeinde Frémicourt existirt ein stattlicher Hof, welcher der Seuillonhof heißt. Damals wie heute wird er von seinem Besitzer, einem sehr reichen Manne Namens Jacques Mellier, bewirtschaftet. Dieser Jacques Mellier nun hatte eine Tochter, ein einziges Kind,

welche am Morgen, nachdem das Verbrechen geschehen ist, verschwand und seitdem verschollen blieb. Das könnte nun ein bloßer Zufall sein. Aber wenn man bedenkt, daß das Opfer nicht aus der Gegend war, daß man nie erfahren konnte, wer es sei, daß sein zweimonatlicher Aufenthalt in Saint-Trun durch nichts erklärt worden ist und noch weniger seine Gegenwart in der Nähe des Seuillonhofes in solcher Nachtstunde, so kann man wohl vermuthen, daß dieser Unbekannte der Liebhaber des Fräulein Mellier gewesen ist. Der Vater dieses Mädchens nun ist ein heftiger, jähzorniger Mann, er wollte seine Ehre rächen. Er schreckt vor dem Verbrechen nicht zurück. Aber Jacques Mellier will nicht selber morden. Da gibt es denn in Givry einen wackeren Mann Namens Jean Renaud; es ist derselbe, dem er einst das Leben gerettet, dem er später noch andere Dienste erwiesen hat und dem er jetzt aufträgt, den jungen Menschen zu tödten, dem er

den Tod geschworen hat. Und wirklich wird das Opfer von einer Kugel Jean Renaud's getroffen, der an demselben Tage auf Wölfe Jagd macht. Jean Renaud wird verhaftet; er ist vierundzwanzig Stunden hindurch von daheim abwesend gewesen und weigert sich, von einer gewissen Nachtstunde an Rechenschaft über seinen Aufenthalt, über sein Thun zu geben. Man hat ihn in Saint-Trun aus dem Gasthose schleichen sehen, in welchem das Opfer gewohnt hat. Er gesteht das ein. Da man ihn aber befragt, was er mitten in der Nacht daselbst zu suchen hatte, verfällt er wieder in sein Schweigen. Er bleibt stumm, weil er den Namen seines Mithschuldigen nicht nennen will. — Sicherlich ist er nicht nach Saint-Trun geeilt, um dort zu rauben, sondern vielmehr, um alle Papiere zu zerstören, welche die Polizei auf die Spur des wahren Thäters leiten könnten, vorzüglich die Briefe, welche Fräulein Mellier sicher an ihren Geliebten geschrieben hat. Auch findet man



Elisabeth und Lothringen. Zeichnung von Ernst Grosse. (S. 118.)

wirklich einen Haufen Papierschiffe im Kamin. — Jean Renaud wird dann verurteilt, er kommt in's Bagno. Sein Weib stirbt aus Gram darüber, indem sie einem Mädchen das Leben schenkt. Was wird aus der Waise? Sie wird von Jacques Mellier adoptiert und tritt an die Stelle der verschwundenen Tochter desselben. Es ist auch wahrscheinlich, daß er der Tochter Jean Renaud's sein ganzes Vermögen vermachen wird. So zahlt er ihr seine Schuld an ihrem Vater! — So,“ fuhr Herr Dumoulin fort, „sprach der gute ehemalige Friedensrichter von Saint-Trun, und ich meine, er hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich bin überzeugt, daß Jean Renaud unschuldig ist — aber noch unschuldiger, als selbst der gute Geoffroy meint, und daß er das Verbrechen gar nicht begangen hat, sondern Jacques Mellier selber, der sich dabei der Hilfe Jean Renaud's bediente. Wäre der Wolfstödter schuldig gewesen, würde man ihn nicht am Abend vor dem Verbrechen an allen Ecken gesehen, sondern er würde sich verborgen haben; er hätte auch das noch athmende Opfer nicht bis zu einem Steinhäufen geschleppt, sondern würde das Weite gesucht haben. Nein; er hat den Sterbenden zufällig gefunden, dieser hat ihm den Auftrag gegeben, seine Papiere zu holen und zu vernichten, und hat ihm dabei den Mörder genannt. Den Mörder, welcher Jean Renaud's Wohlthäter ist! Daraus auch könnte man errathen, weshalb sich dieser übertrieben dankbare, überspannt rebliche Mann für einen Andern verurtheilen läßt!“

Der Graf nickte.

„Ja, so ist die ganze geheimnißvolle Geschichte am einfachsten erklärt. Was beweist aber, daß die junge Mellier die Geliebte des Ermordeten war?“ — „Schon ihr Verschwinden. Wie sie den Tod ihres Geliebten von der Hand ihres eigenen Vaters erfährt, flieht sie in die Fremde, um dort ihre Schande zu verbergen, die nun nicht mehr auszulöschen ist. Und zu wem hätte sich sonst der Fremde allnächst nach Frémicourt begeben? Auch ist er gerade zu einer Zeit aus Rheims in die Gegend gekommen, da Fräulein Mellier ebenfalls von einem dortigen Besuche nach Hause zurückgekehrt war.“ — „Ah!“ sagte der Graf lebhaft bewegt. „Aus Rheims also ist der junge Fremde gekommen? Und wann ist das gewesen, sagst Du?“ — „Vor etwa zwanzig Jahren.“

Der Graf wurde immer verwirrt.

„Und sein Name?“ fragte er angstvoll. — „Er hatte nur seinen Vornamen genannt: Leon.“

Der Graf konnte einen Schrei nicht zurückhalten. Er sprang auf, tobenblau, mit wirren Blicken, wie von Entsetzen geschüttelt. Herr Dumoulin schaute ihn erstaunt an, ohne daß er es wagte, ihn zu fragen. Da sank der Graf wieder auf seinen Sitz zurück und blieb eine Weile unbeweglich, das Gesicht in den Händen verbergen. Endlich sagte er sich und erhob sein Haupt. „Frage mich nicht,“ sagte er schmerzlich zu seinem Freunde. „Ich könnte Dir in diesem Augenblicke nichts sagen. Ohne es zu wollen, mein lieber Nestor, hast Du jetzt das einzige schmerzliche Geheimniß meines Lebens berührt, das Du nicht kennst. Eines Tages will ich Dir Alles erzählen — aber heute fehlt mir der Muth dazu! . . . Mehr als je liegt mir jetzt daran, die Begnadigung Jean Renaud's zu erwirken. Aber werde ich das können, ohne den wirklichen Mörder anzuzeigen? Denn das möchte ich um keinen Preis! Was räthst Du mir?“ — „Morgen werde ich Dir das Memorandum überreichen, das ich Dir versprochen habe, nebst einer Pittschrift um Begnadigung, dem ich die günstigen Zeugnisse aus Cayenne beilegen will. Dein Kredit bei dem Minister wird dann das Uebrige thun. Zwanzig Jahre sind seit dem Verbrechen vergangen, es ist fast verjährt. Ueberlassen wir also den wirklichen Schuldigen seinen Gewissensbissen. Ihn heute dem Gerichte ausliefern, hieße das Opfer Jean Renaud's unnütz machen. Wenn er begnadigt wird, wird ihm Gerechtigkeit widerfahren, und der Gedanke wird ihm wohlthun, daß er sich nicht vergeblich für den Schuldigen geopfert hat.“

Eines Tages ließ der Direktor der Strafkolonie von Cayenne den Sträfling Renaud in sein Kabinett rufen.

„Der Kurier aus Frankreich,“ sagte er, „hat mir heute zwei für Sie sehr wichtige Depeschen gebracht. Die eine enthält Ihre vollständige Begnadigung.“ — „Meine Begnadigung? . . .“ machte Jean Renaud ganz außer sich. — „Ja wohl. Eine einflußreiche Persönlichkeit hat sich für Sie verwendet, und Ihre gute Aufführung sowie Ihre Rettungsthaten haben das Ihrige beigetragen zu Ihrer Befreiung durch die Gnade des Kaisers.“

Jean Renaud konnte nun nicht mehr zweifeln. Er brach in Schluchzen aus. Er konnte nur ausrufen: „Heim! O, heim! O, heim! . . .“ — „Nichts steht Ihrer Heimkehr im Wege,“ sagte der Direktor gerührt und gütig. „Zugleich mit Ihrer Begnadigung ist eine zweite Depesche eingelangt, welche mich beauftragt, Ihnen die Summe von dreihundert Franken auszusahlen.“

Jean Renaud konnte nicht sprechen. Seine Brust hob sich trampfhaft, seine Hände falteten sich zitternd. Er war stumm vor Glück.

9.

Auf den elyäischen Feldern zu Paris öffnen sich in jenem wundervollen Parke, den man das Carré Marigny nennt, mit den Knospen des Frühlings zugleich die fliegenden Marionettenbühnen, welche das Entzücken der Kinder

bilden. Kleine Buben mit rothigen Backen und erstaunten Augen, kleine Mädchen mit flatternden Locken, anmuthig, schon ein wenig kokett: welch' herziges Publikum! Und was für ein dankbares und nachsichtiges Publikum für all' diese Holzköpfe, die sie deklamiren zu hören glauben.

Der Vorhang geht in die Höhe, das Schauspiel beginnt; Polichinell begrüßt seine kleinen Freunde mit freischender Stimme: „Br! Br! . . .“ Die Verspäteten beeilen sich heranzukommen und lassen all' ihr Spielzeug und ihre von Ziegen gezogenen Wägelchen im Stiche. Sie drängen sich in den „Saal“, welcher aus einer Einzäunung von vier Stricken gebildet wird, und nehmen auf den niedrigen Bänken vor der Bühne Platz. Die Kleinsten vorne, die Größeren hinter ihnen.

Jetzt tritt tiefe Stille ein unter den Zuschauern. Sie schauen und hören. Sie entzücken sich über Polichinell, wenn er den Kommissär prügelt, ebenso sehr wie über Pierrot mit der Jammernmiene, wenn er das Kaninchen erschlägt. Sie sind außer sich vor Bewunderung für Colombine, wenn sie dem Harlequin den Wein austrinkt. Welch' Gelächter folgt der ersten Stille, welch' Händeklatschen, welche Jubelschreie!

Zu Anfang des Jahres 1869 erfreute sich eines dieser Marionettentheater seit ungefähr drei Jahren schon einer besonderen Beliebtheit in der Pariser Kinderwelt. Es hieß: „Theater Rigolo“. Glänzende Dekorationen, wunderschön gemalte und bemalte Figuren, reiche Kostüme, interessante und wirre Pöffen rechtfertigten vollkommen die Berühmtheit des Eigenthümers, den man allgemein den „Papa Rigolo“ nannte. Es versteht sich von selbst, daß Papa Rigolo täglich brillante Einnahmen hatte.

Wie seine Nachbarn Guignol und Gringalet, hatte Papa Rigolo in seiner Truppe sämtliche Figuren der italienischen Komödie: Harlequin, Pierrot, Colombine, das alte Weib, den Teufel, den Gendarmen und den Apotheker. Vermittelt des Kostümwechsels konnte aber jede Figur auch unzählige andere vorstellen. Die Marionette des Theaters Rigolo aber, welche das größte Talent, den größten Witz, die glänzendste Laune und die reichhaltigste Vielseitigkeit von Rollen entwickelte, das war Rigolo selber. Er hatte eine graugrüne Mütze auf dem Spitzbubentopfe, trug eine blaue Blouse mit einem goldenen Gürtel und einen enormen Halskragen. So oft er erschien, gab es ein nicht enden wollendes Hallo! Kein Künstler der Oper wurde jemals so geschätzt, bewundert und gefeiert, wie der kleine Gamin Rigolo von seinem entzückten Publikum. Er war die Hauptperson in allen Stücken. Und alltäglich fielen ihm neue Streiche ein und neue Schwänke und neue Witz! Und nicht nur die Kinder bejubelten Klein-Rigolo, die ernststen Väter und strengen Mütter selbst schrien oft vor Lachen über die unwiderstehlichen Späße Rigolo's.

Er war auch die Lieblingsrolle des Mamos, der im Kasten steckte und agierte, und man erzählte sich, daß derselbe in Rigolo sich selber spielte und seine eigenen Gedanken und seinen eigenen Muthwillen auslebte.

Eines Tages im Juni nun blieb trotz des schönen Wetters zum großen Erstaunen und Verdrusse seiner Stammgäste das Theater Rigolo geschlossen.

Was war aus Papa Rigolo geworden? Man fragte die Nachbarkünstler, die Parthüter. Niemand wußte es.

Am Abend vorher hatte Papa Rigolo seine Dekoration herabgenommen, hatte seine Marionetten in einen großen Korb gelegt und war fortgegangen, ohne Jemandem ein Wort zu sagen. Einige meinten, der Marionettenmann habe das Geschäft aufgegeben, da er schon reich genug war. Aber weshalb hatte er in diesem Falle sein Theater nicht verkauft? Wie oft hatten sich ihm Käufer angeboten!

10.

Papa Rigolo ist ein alter Bekannter von uns. Es ist Jérôme Gosh, der Handwurst der Truppe Croquefer.

Dem armen Handwurst war es geglückt, seinen Traum zu verwirklichen, indem er von dem Golde Lucile Mellier's zweitausend Franken zu leihen nahm. Er hatte dieses kleine Vermögen, das in seine Hände gefallen war, nicht allzu sehr verringern wollen, denn er betrachtete dasselbe als ein geheiligtes Depositum, von welchem er einst dem Kinde würde Rechenschaft geben müssen.

Die weiteren zehntausend Franken wurden mit Hilfe eines Notars angelegt und auf Hypotheken sichergestellt. Die Interessen derselben wurden als Kost- und Lehrgeld für den kleinen Leon verwendet, der sich im besten Knabeninstitut von Dijon befand.

Elf Jahre hindurch durchstreifte Jérôme Gosh die Departements Côte d'Or, Haute Marne, Aube, Yonne und Nièvre, von Ort zu Ort ziehend und überall mit den Marionetten seine eigene Stücke aufführend. Anfangs ging die Sache schwierig und die beiden ersten Jahre brachten keinen Gewinn. Er hätte Wagen und Maulesel verkaufen müssen, wenn er nicht exemplarisch gespart und muthig gedurft hätte.

Vom dritten Jahre an wurden aber die Dinge besser. Gosh hatte schon einen gewissen Ruf erworben. Sobald er seine Vorstellungen ankündigte, liefen alle Dorfbewohner herbei. Seine Erfolge befestigten ihn immer mehr in der Volksgunst, und der arme Gosh bemerkte eines Tages mit naivem Erstaunen, daß das launenhafte Glück ihm zu lächeln beginne.

Aber das Glück berauschte ihn nicht; er verschwendete nicht, er wurde weder eitel noch hochmüthig, sondern blieb, was er stets gewesen war: der bescheidene Handwurst.

Er behielt seine Lebensweise bei. Wenn er auch für seine Künstler neue Kostüme anschaffte und für den Mulo manchmal eine Portion Hafer oder Gerste geben ließ, blieb doch er selber bei Brod und Wasser.

Wenn in Burgund die lustigen Winzer sich wunderten, daß der Gaultier ihrer Lese nicht Gerechtigkeit angedeihen ließ, sagte er wohl: „Ich möchte freilich auch ein Fläschchen leeren, aber der Wein macht mir die Kehle rauh, und wo nähme ich dann alle die verschiedenen Stimmen her für meine Marionetten?“

Gosh sprach nicht die Wahrheit. Er trank keinen Wein aus Sparsamkeit, indem er an das Kind dachte, welches jetzt seine einzige Sorge geworden war, das einzige Wesen, welches ihn an das Leben fesselte, indem es ihn das Glück, am Leben zu sein, kennen lehrte.

An dem Tage, wo er die entlehnte Summe zu dem Kapital des kleinen Leon hinzufügte, fühlte er eine ungeheure Erleichterung.

Da die Marionetten Glück zu haben fortfuhren, fing er an, bei demselben Notar, zu welchem er Vertrauen gefaßt hatte, seine Ersparnisse zu hinterlegen. Und da er weder für sich noch für das Kind mehr die Interessen brauchte, schlug er dieselben zu dem Kapitale.

Wie Leon seine erste Kommunion gehabt hatte, nahm ihn Jérôme Gosh, der für ihn eine glänzende Karriere träumte, aus dem Pensionat von Dijon, dessen vorzüglichster Schüler er war, führte ihn nach Paris und gab ihn in das Kollegium Sainte-Barbe.

Er mietete und möbilitierte ein kleines Logement in der Rue Sainte-Geneviève. Das sollte aber nur ein Absteigquartier sein, denn nach vierzehn Tagen schon suchte Gosh wieder seine geliebten Marionetten auf, welche in einer Schenke von Clemency schlummerten.

Und weitere drei Jahre gingen vorüber. Dann fühlte der alte Gosh Sehnsucht nach dem kleinen Leon und fühlte sich auch plötzlich müde von seinen Irrfahrten. Er bezog also die Wohnung in der Rue Sainte-Geneviève zur großen Freude seines Schülers, welcher endlich den treuen und ergebenen Freund an der Seite haben sollte, welchen er in seiner Dankbarkeit Vater nannte.

Bei alledem mußte Gosh aber arbeiten, da er weder Kapital noch Interessen angreifen wollte.

Aber außer den Marionetten wußte er nichts zu handhaben. Uebrigens wuchsen die Ausgaben von Jahr zu Jahr: mehr als zweitausend Franken wurden jetzt gebraucht, und dabei mußte man noch sparen. Wo aber ein Gewerbe finden, welches so viel eintrug?

Da faßte er den Entschluß, um eine Erlaubniß für ein kleines Marionettentheater in den elyäischen Feldern einzukommen. Er sandte Pittschrift und Zeugnisse ein.

Einen Monat später erhielt er die Lizenz.

Jérôme Gosh wurde Papa Rigolo.

Leon verließ sein Kollegium mit dem schönsten Abiturientenzeugniß. Er war reif für die Universität.

Aber er zögerte in der Wahl seines Berufes. Seit einem Jahre schon hatte Leon eine große Traurigkeit im Herzen. Er lagte nicht mehr, es war wie Müdigkeit, Angst und Unruhe über ihn gekommen.

Er hatte seine düsternen Gedanken, und einen geheimen Schmerz, den er sorgfältig vor Papa Rigolo verbarg, welcher nicht ohne Schrecken die Veränderung in dem Sein und Wesen seines theuren Pfleglings bemerkte.

Dieser Schmerz, diese Trauer hatten ihren guten Grund. Leon hatte seine Erinnerungen wieder aufgeschürft in einer stillen Stunde; und da war ihm seine Mutter plötzlich wieder erschienen in einer kalten und schwarzen Winternacht, regungslos auf dem Schnee ausgestreckt.

Eine solche Vision verschwindet nicht mehr so bald. Ueberall, wo er ging und stand, sah er den Körper des armen Weibes, er vernahm das Pfeifen des Windes und fühlte den Frost jener längstvergangenen Dezemberrnacht seinen Körper schütteln.

Seine Mutter mußte wohl schon längst todt sein. Aber er hatte doch einen Namen, eine Familie. Bevor er etwas Anderes wurde im Leben, wollte er diesen Namen, diese Familie kennen.

Das Schicksal wollte, daß er in dieselbe Lage kam, wie sein unglücklicher Vater.

Nach einer schlaflosen, thränenreichen Nacht fragte er den alten Gosh: „Ich möchte so gern eine Reise machen. Erlaubst Du mir's?“ — „Reisen?“ rief der arme Mann. „Mich verlassen? Was fällt Dir ein?“ — „Nicht für lange. Aber ich erfinde hier; ich lebe nicht mehr! Ich muß hinaus! . . .“

Gosh wuschte sich rasch eine Thräne ab.

„Natürlich!“ sagte er traurig. „Ich bin Dir langweilig. Ich bin freilich nicht lustig hier. Ich finde keine Witz. Mein ganzer Spaß liegt im Korbe bei meinen Marionetten. Ich armer Kerl kann eben nur kleine Kinder zum Lachen bringen. . . Und's ist doch ein so drolliges Gewerbe, das Puppenspielen! — Aber vielleicht schämst Du Dich, daß ich ein Marionettenmann bin?“ — „O, das glaubst Du selber nicht!“ rief der junge Mann bewegt und schlang seine Arme um den Hals des Alten. „Ich sollte mich Deiner schämen! Deiner und Deines Gewerbes, durch welches Du mich hast erzogen und bilden lassen! . . . Ich wäre ja dann nicht nur ein Undankbarer, ich wäre ein Nichtswürdiger!“ — „Und dennoch willst Du mich verlassen?“ — „Das ist wahr.“ — „Und weshalb? Sage mir wenigstens weshalb!“ — „Eine Idee — eine Theor-

heit vielleicht! — „Und willst Du weit fort?“ — „Das weiß ich noch nicht. Du weißt es aber und wirst es mir sagen, indem Du das Land nennst, in welchem Du mich gefunden hast.“

Gosch stieß einen Schrei des Erstaunens aus und wich einen Schritt zurück.

„Wer hat Dir davon erzählt?“ rief er. — „Niemand. Ich selber habe mich daran erinnert.“

Der Greis schien ganz überrascht. „Und ich dachte recht daran zu thun, indem ich Dir nichts davon sagte. O, jetzt wird mir Alles klar. Das ist also der Grund Deiner Traurigkeit!“ — „Mein alter Freund, mein Vater, nicht wahr, Sie haben mich auf der Landstraße gefunden?“ — „Ja.“ — „Und ich war nicht allein, nicht wahr? Eine Frau lag unbeweglich neben mir im Schnee.“ — „Wie, auch daran erinnerst Du Dich?“ — „Es war meine Mutter. Vergebens suche ich mir ihre Züge in's Gedächtnis zu rufen. Aber stets sehe ich sie vor mir, starr, erfroren.“ — „Sag' mir die Wahrheit: ist sie tot?“ — „Ich glaube.“ — „So weißt Du es nicht gewiß?“ — „Leon, ich will nicht lügen; ich weiß nicht sicher, ob Deine Mutter wirklich tot ist.“

Ein Blitz der Freude leuchtete in den Augen des Jünglings auf.

„Geh Du Dich freust, hör' mich an,“ fuhr Gosch fort. „Ich selber wollte mir schon Gewißheit verschaffen darüber und reiste deshalb drei Jahre später nach Gray.“ — „In dieser Stadt also?“ — „Ja, auf der Straße von Gray nach Besoul, in der Haute Saône, habe ich Dich gefunden, die Winternacht mit Deinem Weinen erfüllend. Ich gehörte damals zu einer Gauklertruppe. Deine Mutter atmete noch, aber sie lag schon in den letzten Zügen. Man nahm sie auf unsern Wagen und brachte sie dann in Gray in's Hospital. Der dortige Arzt sagte, sie sei nicht mehr zu retten. So warst Du also eine Waise, und da Deine Mutter kein Papier bei sich hatte, so konnte man Dich auch nicht Deiner Familie zurückgeben. Mein Vater hatte aus Dir einen Gaukler machen wollen. Aber Du schatest mir leid, ich nahm mich Deiner an und gelobte, Dir mein eigenes einfaches Leben zu weihen. Ich glaube diesem Schwure nicht treulos geworden zu sein. Nun, um Dich vor dem Seiltanzen zu bewahren, ging ich mit Dir auf und davon. Nun darfst Du mich aber nicht etwa für elter halten, als ich bin. In einer Ledertasche, die ich Deiner Mutter abgenommen hatte, fand ich zwölftausend Franken in Gold. Davon nahm ich nur so viel, um Dich in ein Institut zu geben und mir mein kleines Marionettentheater anzuschaffen. Der liebe Gott gab seinen Segen dazu, ich konnte das Entliche mit der Zeit wieder zum Kapital schlagen, die Interessen desselben anwachsen lassen, und heute besitzt Du mehr als zwanzigtausend Franken, ungerechnet meine kleinen Ersparnisse von circa fünfzehntausend Franken, die ja ebenfalls Dir gehören, mein liebes, theures Kind!“

Der Jüngling warf sich weinend in die Arme des Greises.

„Mein Wohlthäter!“ rief er. „Mein zweiter Vater!“

Die Augen des guten Gosch funkelten, Freude erfüllte sein Herz. „Geh, Du machst mich zu glücklich!“ — „Nur melde er.“ — „Ich habe ja keinen andern Dank für Dich, als meine Liebe! ... Und meine arme Mutter ... Du hast Dich also in Gray nach ihr erkundigt, sagtest Du?“ — „Ja.“ — „Und, und?“ — „Und konnte nichts erfahren. Man schien mich nicht zu verstehen — man konnte oder wollte mir nichts sagen.“

Der Jüngling stieß einen tiefen Seufzer aus. „Ich sehe schon, ich darf mir keine Hoffnungen machen, meine arme Mutter ist nicht mehr. Aber die Gegend möchte ich sehen, die so verhängnisvoll für sie war, die Stadt, wo sie gestorben ist, den Kreis, in welchem ich wahrscheinlich geboren bin und wo ich vielleicht eine Familie habe. Ueber die Landstraße will ich gehen, wo meine Mutter niederkam. Morgen Abend, mein Vater, werde ich in Gray sein. Geh, komm' mit mir!“

Der Alte war voller Freude. „Ist's wahr?“ sagte er. „Du willst mich mitnehmen? Ich hätte es nicht gewagt, Dich darum zu bitten.“ — „Es bleibt also dabei! Morgen früh machen wir uns auf den Weg!“ — „Da fällt mir etwas ein,“ machte Gosch zögernd. — „Was denn?“ — „Du wirst aber nicht wollen.“ — „Sag' nur.“ — „Ich möchte ... ich möchte meine Marionetten mitnehmen, vor Allem den kleinen Rigolo.“ — „Warum denn nicht, wenn es Dir Freude macht?“ — „Wirklich? Du erlaubst mir das?“ — „Aber natürlich! Ich begreife nur nicht, weshalb Du Dich mit den Herren Rigolo, Polichinell und Pierrot schleppen willst!“ — „Du begreifst das nicht?“ — „Nein.“ — „Nun, ich möchte sie arbeiten lassen. So können wir in kleinen Absätzen, ohne ein Dorf, ohne einen Marktplatz zu übergehen, die Haute Saône durchwandern, und dann, wenn es Dir recht ist, die ganze Franche Comté. Polichinell und Rigolo sind gute Kerle; sie werden ein paar Kopfstücke und Stockprügel mehr als sonst kriegen und werden uns dafür noch die Reisekosten bezahlen!“

Der Jüngling konnte nicht umhin, zu lächeln.

„Du kannst, scheint's mir, keinen Tag ohne Deine Marionetten leben.“ — „Du kannst Recht haben. Die Gerechtigkeit! ... Aber schau, wenn ich sie so gern habe, so ist's um Deinetwillen: sie haben ja für Deine Erziehung gesorgt und aus Dir einen Mann gemacht!“

Es gibt in Gray alljährlich einen bedeutenden Getraidemarkt. Von zwanzig Meilen im Umkreise bringen die Landwirthe ihre Ernten. Viele Fremde strömen da zusammen und verleihen dem für gewöhnlich so ruhigen Orte ein lautes, reges, fröhliches Leben.

„Ueberrnorgen, Donnerstag, ist Markt in Gray,“ sagte eines Abends Pierre Rouvenat zu den Knechten. „Füllt also den ganzen Rest unserer Körner in die Säcke und ladet sie auf die Wagen. Um ein Uhr Morgens begibt man sich auf den Weg, daß man vor Zehn schon auf dem Plage ist. Verstanden?“ — „Sehr wohl, Herr Rouvenat. Kommen Sie auch mit?“ — „Nein. Ich gehe erst um vier Uhr. So komme ich noch immer eine Stunde vor euch nach Gray, um den besten Platz am Markte auszuwählen, und habe vielleicht schon das ganze Getraide verkauft, wenn ihr ankommt.“

Bianche hatte das gehört. Das Wort „Jahrmarkt“ klang verlockend in ihr Ohr, für sie hatte es den Sinn: „Unterhaltung“. Sie kam so selten über Land und der Seuilhof war so still. Wie sie daher mit Rouvenat allein war, schmeichelte sie ihm die Backen: „Bitte, bitte, Pathe, nimm mich mit nach Gray! Ich war noch nie dort! Sei ein guter Pathe, ja?“ — „Hoho, hoho!“ machte er lächelnd. „In Nacht und Nebel fahren, Fräulein?“ — „Die Nacht ist nicht so übel.“ — „Ja, wenn Du schläfst.“ — „Böser!“ — „Du möchtest also sehr gerne mit?“ — „Und wie!“ — „Kann man Dir, Schmeichellasse, etwas abschlagen?“

Zwei herzhafte Küsse tönnten auf den Wangen Rouvenat's.

Wir sind in Gray; es ist zwei Uhr Nachmittags. Der Markt ist auf seinem Höhepunkt. Von Trommelgewirbel, Trompetengeschmetter, Klarinettengebrüll und Fiedelgejammer angelockt, hat sich die Menge meist auf dem Schaubudenplage versammelt. Da gab es Ringelspiele, Ringwerfen, Lottos, Kraftmesser, Lebtuchentzettel, Spielwaarenstände, Schießstätten. Das meiste Gedränge aber gab's vor den Gauklerbuden. Da war Jafon Marcales, der berühmte Hirt aus den Vogesen, Schüler des weltberühmten, unübertrefflichen, preisgekrönten Athleten Charles Ernest, des Königs aller Athleten! Dann die nicht minder weltberühmten Wachsfiguren der Emma Willart, in Verbindung mit der authentischen Mumie des Waldweibes; ferner der unübertreffliche Groteskreiter Mr. Will Parikh aus Amerika; die schöne Schottin Miss O'Brien, ist achtzehn Jahre alt, wiegt einhundertundachtzig Kilogramm; der Prinz und die Prinzessin von Liliput, die kleinsten Menschen der Welt, zusammen nur einen Meter hoch; das wollige Pferdchen aus Afrika; das zweifelhafte Kalb; Mlle. Pamela, Hellscherin; der junge Neger Murillo, welcher Feuer frisst; die ohne Arme geborene Fußkünstlerin Made-moiselle Amanda; endlich das große Theater des Meisters Croquefer, welcher an diesem Tage zwei Vorstellungen des großen Spektakelbrosas: „Die Räuberbraut oder das Findelkind“ gibt. Vor der Theaterbude drängte sich die dichteste Menge, nicht sowohl des Spektakelbrosas wegen, sondern weil in demselben, wie die Affische in seinen Lettern verkündete, eine wirkliche Menschenfresserin, die Königin der Sandwichinseln, erst kürzlich in Frankreich gelandet, auftreten sollte.

Ehe die Thüre der Theaterbude geöffnet wurde, versuchte der Hanswurst der Truppe, ein Nachfolger des Jerôme Gosch, die Menge durch seine Grimassen und Gliederverrenkungen zu amüsiren; drei Musikanten in alten Husarenuniformen bliesen mit voller Lungenkraft in ihre Blasinstrumente. Ein langer Neger, welcher echt zu sein schien, schlug die große Trommel. Ein junges Mädchen im Balletkostüm ließ eine Glocke ertönen. Es war das ein ohrenzerreißendes, barbarisches, höllisches Konzert.

Croquefer, älter und fatter geworden, das Gesicht grell geschnitten, süß in seinem alten Galatkeide Louis XV., die Hände auf seinem breiten Rücken gekreuzt, ließ strahlende und zufriedene Blicke über die Menge gleiten.

Inmitten dieser Menge, die sich über das greuliche Konzert ebenso entzückte, wie über die Grimassen des Hanswursts, befand sich Pierre Rouvenat in Begleitung Bianche's und eines zweiten jungen Mädchens, der Tochter des Wirthes, bei welchem Rouvenat in Gray abzustiegen pflegte und welcher ihre Eltern die Erlaubniß gegeben hatten, Bianche auf den Markt zu begleiten.

Bianche wollte die Menschenfresserin sehen. Ihr Wunsch war für Rouvenat Befehl. So warteten sie wie die Anderen auf die Eröffnung der Bude. Die beiden jungen Mädchen lachten herzlich über den Neger und den Hanswurst. Plötzlich brach auf ein Zeichen Croquefer's die Ragenmusik ab, eine letzte Ohrfeige klatschte auf dem Gesichte des Bajazzo und es entstand eine relative Stille rundum. Croquefer hielt nun mit majestätischer Haltung folgende Anrede: „Meine Herren und Damen, hochverehrtes Publikum! Ich brauche mich Ihnen nicht mehr zu rekommandiren, denn seit langen Jahren kennt diese edle Stadt meine Verdienste um Kunst, Wissenschaft und Jahrmärkte. Ich sage deshalb nur: wir spielen heute das interessanteste Stück der Literatur und des Jahrhunderts: „Das Findelkind“, in fünf Akten, in welchem sich meine sämtlichen, in Paris engagirten und auf Gastrollen befindlichen Künstler produziren werden. Am Schlusse des

Schauspiels werde ich ferner die Ehre haben, Ihnen die große Königin der Sandwichinseln vorzustellen, welche ich über Länder und Meere habe kommen lassen, wobei ich keine Kosten gescheut. Dulaminilili ist eine echte Königin, eine menschenfressende Königin. Seit ihrer Geburt hat sie in ihrem eigenen Lande erwiesenermaßen sechzig Stück kleine Kinder, nicht mehr, nicht weniger, roh verzehrt! Sogleich wird sie zum Beweise dessen die Ehre haben, vor Ihren eigenen Augen einige Kilo rohes Fleisch zu verschlingen. Ihr werdet sie sehen, die große Königin der Sandwichinseln! Herreinspaziert, meine Herrschaften, immer herreinspaziert! Es kostet nur fünf Sous für die Erwachsenen, drei für die Kinder und für das Militär vom Korporal abwärts. Drängen Sie nicht, es ist Platz da für Jedermann. ... Herreinspaziert, meine Herrschaften, immer herreinspaziert! Die große Trommel vor! ... Bum, bum, bum!!!“

Und das Konzert begann von Neuem, während das Publikum in den Saal strömte. Das Spektakelstück, dargestellt von den ersten Künstlern der Hauptstadt, ließ fast kalt, aber die Kasse war voll. Alles war gespannt auf die Erscheinung der königlichen Menschenfresserin von den Sandwichinseln.

Endlich hob sich der Vorhang, und in einer Art offenen Käfigs, in dessen Nähe der Gaukler stand, sah man ein Weib, das man nach ihrem erstaunten, fast wilden Blicke leicht für eine wirkliche Wilde halten konnte. Sie war in eine Tunika von weißem Zeuge gekleidet, um die Taille von einem Gürtel gehalten. Ihr langes schwarzes Haar fiel ihr in reichen Wellen über den Oberkörper. Gesicht, Beine und Arme waren mit bizarren Arabesken bedeckt, die wie Tätowirungen aussahen. Um Arme und Beine trug sie Perlenketten und ihr Kostüm war mit bunten Glasperlen gestickt. Große kupferne Ringe hingen in ihren Ohren und an ihrer Nase.

Die Täuschung schien vollkommen, und naive Gemüther mochten in diesem armen Geschöpfe wirklich eine Wilde sehen.

Sie trat aus ihrem Käfig schüchtern gegen die Rampe vor. Einige Augenblicke ließ sie ihren wirren Blick über die Menge schweifen. Es war, als suche sie Jemanden oder als wolle sie Jemanden erkennen.

Plötzlich blieb ihr Auge starr, ein konvulsives Zittern schüttelte ihre Glieder. Ihr Blick brannte auf der Bank, auf welcher Rouvenat mit den beiden jungen Mädchen saß. In diesem Augenblicke näherte sich ihr Croquefer und bot ihr einen Teller dar, auf welchem ein Stück rohes Fleisch lag.

Mit einer heftigen Bewegung stieß sie dasselbe zurück.

Der Gaukler wurde blaß vor Zorn, denn er wollte sein Programm durchführen. Er murmelte ihr einige heftige, unverständliche Worte zu, und das wilde Weib mit seinem drohenden Blicke gleichsam durchbohrend, bot er ihr abermals das rohe Fleisch dar.

Im Saale machte sich eine lebhafteste Bewegung der Neugierde kund.

„Pathe,“ sagte Bianche bewegt, „wen schaut sie denn so starr an?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Man sollte meinen, Dich!“ — „Warum nicht gar! Ich glaube eher, sie schaut auf gar nichts.“

Und wieder stieß die Wilde den Teller mit Abscheu und Ekel zurück.

Jetzt konnte Croquefer sich nicht mehr beherrschen; er stieß ein dumpfes Gebrüll aus und schwang eine Peitsche, die er in der Hand hatte, über dem armen Weibe.

Ein Gemurmel der Indignation durchlief die Menge. Rouvenat richtete sich auf mit blühenden Augen, die Faust drohend geballt.

Aber ein furchtbarer Blick der Wilden hatte den Gaukler zurückgeschreckt. Dann stieß die Unglückliche einen gellenden Schrei aus, machte einen Satz zurück und verschwand.

Auf diesen Schluß des Schauspiels waren die Zuschauer wohl nicht gefaßt gewesen. Für Croquefer war es ein schrecklicher Schlag; ganz außer sich, schwankte er wie ein Betrunkener, verdröhte seine blaßblauen Augen in jämmerlicher Weise und ließ den Teller fallen, der über die Bühne rollte.

Ein ärmendes Gelächter tönte durch den Saal. Darauf beeilte man sich, den Vorhang fallen zu lassen, während das belustigte Publikum klatschte, stampfte, brüllte und aus Leibeskräften schrie: „Es lebe die Menschenfresserin!“

Damit war das Schauspiel zu Ende.

Pierre Rouvenat brachte Bianche und ihre Begleiterin in den Gasthof zurück. Da er dann noch einen oder zwei Besuche zu machen hatte, entfernte er sich allein. Die Szene mit der Menschenfresserin hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Noch fühlte er den brennenden Blick dieses seltsamen Geschöpfes auf sich haften. Aber er hatte keine Idee davon, daß diese Unglückliche Lucile Mellier sein könne, das versuchte Mädchen.

Wenn ihm Jemand dieß gesagt haben würde, er hätte es nicht geglaubt. Wie hätte man sich auch vorstellen können, daß Lucile zu einem solchen Elende herabgesunken sei? Croquefer setzte seine Vorstellungen des Spektakelstückes bis gegen Winternacht fort. Von der Menschenfresserin aber war keine Rede mehr. Dieselbe hatte die Verwirrung unter dem Gauklervolk benützt, ihr Süßholz-



Gluckbeladen. Jean Renaud bei dem Direktor der Strasskolonie. (S. 114.)



Gluckbeladen. „Guten Tag, Polichinell, guten Tag, Rigolo!“ sagte Gosh zärtlich. (S. 117.)



Eine Fuchsfamilie nach dem Frühstück. (S. 118.)

kostüm mit ihren gewöhnlichen Kleidern zu vertauschen, und hatte die Flucht ergriffen.

Als Croquefer sich an sie erinnerte, um seine zweite Vorstellung mit ihrer Vorführung zu schließen, war es schon zu spät. Die Menschenfresserin hatte die Stadt verlassen.

Der Gasthof, in welchem Rouvenat Blanche zurückgelassen hatte, war voll Menschen. In den drei großen Schankzimmern zechten eine Menge Gäste. Es gab da Lärm, Toben, Singen, Schreien.

„Ich muß Sie jetzt ein wenig allein lassen,“ sagte die Wirthstochter zu Blanche. „Die Mutter und die Mägde wissen gar nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht. Ich muß

bedienen helfen. Da Ihnen aber unter den Leuten viel leicht bange würde, so kommen Sie da herein.“

Sie öffnete ein kleines Extrazimmer, in dem sich ein einziger Reisender befand. Derselbe saß, das Haupt in die Hand gestützt, wie in tiefes Nachdenken versunken an einem Tische. Beim Geräusche der sich öffnenden Thüre schaute er aber auf und grüßte die beiden jungen Mädchen. Sie dankten.

Die Wirthstochter öffnete einen kleinen Schrank, aus welchem sie ein Buch nahm.

„Da,“ sagte sie zu Blanche, „hier haben Sie etwas zum Lesen, damit Ihnen die Zeit nicht lang wird.“ — „O,

ich danke. Ich langweile mich nie. Uebrigens wird ja mein Pathe bald zurück sein.“

Die Wirthstochter entfernte sich. Blanche setzte sich an's Fenster und öffnete das Buch.

In der andern Ecke des Zimmers war der Reisende wieder in sein Nachdenken versunken. Er hatte schon vergessen, daß er nicht mehr allein sei.

Nach einer Weile erhob er sich und öffnete eine große Holzkiste, die mit mehreren kleineren in einer Ecke des Zimmers stand.

Er nahm aus derselben zwei kostümirte Marionetten, die er mit kindischer Freude betrachtete. Sein Gesicht

Das gelöste Räthsel.

Nach Skizzen von G. Lude.



Wie kommt's, daß heut' in den Kaffee
Den Zucker zu thun man vergaß?
Und daß man zum Wasser wie eh'
Nicht bringt das geschliffene Glas?



Die Hausfrau, die immer so süßlich
Nach meinem Befinden gefragt,
Hat heute mir ganz verdrießlich
Kaum guten Morgen gesagt.



Der Alte, der meine Cigarre
Vortrefflich sonst immer fand,
Er drückte mir heute, der Karre,
Nicht wie gewöhnlich die Hand.



Amalie die sonst immer
So freundlich gegen mich that,
Ging schmolend auf ihr Zimmer,
Als ich die Haustür betrat.



Und Douschen, die treue Geliebte,
Verweigerte heut' mir den Kuß;
Sie spielte die Tiefbetrübte:
„Die Eltern wollen's, — ich muß.“



Was haben doch Eltern und Schwestern,
Die stets mir mit Freundschaft gepöhl't?
Herrjes! Der Erste war gestern,
Mein Hauszins ist noch nicht bezahlt.

strahlte. Die Hände unter den Kostümen, ließ er die zwei Puppen sich verbeugen und grüßen. Blanche las.

„Guten Tag, Polichinell; guten Tag, Rigolo!“ sagte der Mann zärtlich. „Na, wollt ihr eurem Papa nicht danken, daß er euch aus dem Betti-Betti genommen hat?“

Dreimal hintereinander ließ er die Kleinen ihre Reverenz machen.

„Schon gut, schon gut. Und jetzt plaudert ein wenig. Schnell einen kleinen Dialog, um Papa Rigolo zu unterhalten!“

Polichinell richtete sich auf, streckte den Oberkörper zurück und ließ in schnarrenden Fäustelönen hören: „Pii, pii, brrr, brrr, frrr, frr, brr, brr!!!“

Illust. Welt. XXIX. 5.

Blanche wandte sich bei diesen seltsamen Tönen um und schaute neugierig zu.

Die dünne Stimme des kleinen Rigolo ließ sich jetzt vernehmen: „Hei, Freund Polichinell, Cousin! Hören Sie mal, mir scheint, Sie haben heut Nacht den Schnupfen bekommen?“ — Damit stieß er ein gelleses Gelächter aus und geberdete sich wie ein Befessener.

Polichinell (mit dem Kopfe wackelnd): Brr! frrr! brr! frrrrrr!!!

Rigolo: Sagen Sie mir doch, Cousin, wo sind wir denn hier eigentlich? Ich mag die Augen noch so weit aufreißen, ich sehe nichts von unseren schönen Pappeln in den elyaischen Feldern.

Polichinell: Brr! frr! Was geht's Dich an, wo Du bist? Geht's Dich was an? Nichts geht's Dich an!...

Rigolo: Du hast leicht reden, alter Vagabund! Dir ist's freilich einersel, wo Du Dich herumtreibst, alter Landstreicher! Dir ist's gleich, wo Du Deinen Buckel herumkugelst in der Welt. Aber ich, ich bin ein Pariser Kind, ich finde mich nirgends behaglich, als in meinem lieben, hübschen, goldenen, silbernen Theater im Carré Marigny!

Polichinell: Cousin, Sie sind und bleiben ein Esel!

Rigolo: Wie?! Was?! Na, warten Sie, na, freuen Sie sich! Ich will Sie lehren, höflich zu sein! Klipp, klapp! Klipp, klapp! Klipp, klapp! (haut aus Leibeskräften auf den Buckel Polichinell's los).

Polichinell: Au! Au! Au! (sehr phlegmatisch). Mir scheint, Cousin, Sie werden unangenehm! Sie vergessen den Respekt, den Sie mir schuldig sind! Na, wo habe ich denn nur meinen Stock? Oho, aha, da ist er ja! Piff, paff, piff, paff, piff, paff! (blaut Rigolo durch).

Blanche konnte nicht mehr an sich halten. Sie brach in ein lautes Gelächter aus.

Der Marionettenmann wandte sich bestürzt und verlegen um. Er schlug beim Anblicke des Mädchens die Augen nieder wie ein ertappter Dube. „O, verzeihen Sie, Fräulein, verzeihen Sie...“ sagte er höflich. „Ich hatte ganz vergessen, daß Sie da sind...“ — „Aber ich habe Ihnen ja nichts zu verzeihen, mein Herr! Ich habe mich köstlich unterhalten!“

Der Alte stammelte: „Wirklich?...“ — „Ich sollte mich eigentlich entschuldigen, daß ich Sie unterbrochen habe, mein Herr; aber ich konnte nicht mehr an mich halten... es war zu drollig!“ — „Ich bin ein rechter Narr, was? Ich spiele da mit meinen Puppen wie ein kleines Kind. Aber was wollen Sie: wenn man alt wird, wird man kindisch. Und dann habe ich Sie so gern, meine kleinen Figuren, ich kann nicht leben, ohne Sie anzuschauen, ohne Sie sprechen zu lassen. Wir sind alte Kameraden miteinander. Ich lebe fast für Sie und es ist manches Jahr her, daß Sie mir das Leben erwerben, und Sie mir, wie ich hoffe, das tägliche Brod noch lange Jahre hindurch verdienen. Wenn mir bang zu Mute ist, wenn ich trübe Gedanken habe, dann schaue ich die Kleinen an; dann machen Sie mich wieder heiter, ich vergesse alle Sorgen und bin wieder zufrieden. Es gibt Leute, die das nicht verstehen; die finden mich lächerlich. Was liegt mir daran? Sie sollen denken und reden, was Sie wollen. Ich brauche mir's gar nicht zu erklären, warum ich meine Marionetten gar so gern habe: genug, daß es so ist.“

Das junge Mädchen wurde von diesen seltsamen Reden tief bewegt. Sie fühlte für den alten Mann Interesse, ohne zu wissen, warum.

„Jetzt thut's mir doppelt leid, daß ich Sie gestört habe,“ sagte sie ihm. „Bitte, bitte, fahren Sie fort, mein Herr, und thun Sie, als ob Sie allein wären.“ — „Nein, nein, für heute ist's gerade genug; Polichinell und Rigolo müssen zu Bett gehen.“

Er legte seine zwei Lieblingskünstler in die Kiste zurück und ließ den Deckel wieder zufallen.

„Wenn ich Klein-Rigolo recht verstanden habe,“ fuhr Blanche lächelnd fort, „so sind Sie aus Paris?“ — „Ja, mein Fräulein. Bin erst vor zwei Stunden von dort angekommen.“ — „Zum Markte wahrscheinlich?“ — „Ach Gott, nein; ich wußte nicht einmal, daß heute hier Markt sei.“

Ob das junge Mädchen eine neue Frage stellen konnte, öffnete sich die Thüre des Extrazimmers und ein junger Mensch trat ein.

Auf den ersten Blick schon sah Blanche, daß er groß, jung, elegant gekleidet und von edlen Manieren sei. Sie sah auch, daß er brünett sei, eine hohe Stirn und ausdrucksvolle Augen habe, eine blasser Gesichtsfarbe und einen sympathischen Ausdruck.

Was bewegte doch ihr Herz so seltsam? Man hatte sie nie gelehrt, Gefühle zu unterdrücken oder zu bemeistern. Sie war frei aufgewachsen, ihre hellen Augen glaubten Alles in der Natur bewundern, ihr offenes Herz glaubte Alles lieben zu dürfen. So suchte sie auch jetzt nicht, sich von ihrem Gefühle Rechenschaft zu geben, sondern überließ sich demselben. Sie dachte nicht daran, daß es eine Unflugheit sei, diesen hübschen jungen Menschen voll Vergnügen anzusehen; ihr Herz pochte in sanfter Erregung, aber in diesem Pochen lag keine Warnung.

Der Mann näherte sich dem Marionettenmanne, der ihn mit ängstlichen Blicken zu befragen schien.

„Nichts, nichts!“ sagte er traurig. „Ich bin nicht glücklicher als Du. Ach, meine arme, arme Mutter ist sicher todt! Es ist hart, so sicher gehofft zu haben und getauscht worden zu sein! Man hat in den alten Registern des Hospitals gesucht, ohne eine Notiz über meine unglückliche Mutter finden zu können. Eine unerklärliche Unterlassung! Alle Welt habe ich befragt — Niemand wußte etwas. Es ist schon gar so lange her! Das Beste wird sein, ich gebe meine Bemühungen auf. Ich bin einer Seifenblase nachgelaufen und habe Dich noch mitgezogen!“ — „Geh! Du weißt doch, wie gern ich Alles thue, was Du willst!“ sagte Gosh. „Und wie froh ich bin, wenn Du mich nur mit Dir laufen läßt! Meine Freude ist es ja, Dir zu gehorchen! Und mein einziger Kummer ist es, daß ich Dich nicht glücklich machen kann!“ — „Ach, ich habe ja Niemanden als Dich auf der Welt!“ rief der Jüngling. Er legte sein Haupt auf die Schulter des Greises und ein bitterliches Schluchzen entrang sich ihm.

Blanche begriff von alledem nur zwei Sachen: daß der junge Mann keine Mutter mehr habe und daß er unglücklich sei.

Augenblicklich nahm ihr Herz Theil an seinem Kummer. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie fühlte aber, daß sie kein Recht habe, in das Geheimniß der Beiden zu dringen. Sie wollte sich zurückziehen, sie ging leise auf die Thüre zu.

Aber Leon erblickte sie und wandte sich lebhaft nach ihr um. Sie hielt zitternd an. Der Jüngling blieb unbeweglich, wie in Ekstase. Er glaubte noch nie ein so liebliches

Besen erblickt zu haben und verharrete im Anschauen. Er sah ihre thränenfeuchten Augen.

„Sie weinen?“ flüsterte er. — „Ja,“ sagte sie bewegt. „Ich weine, weil Sie von Ihrer Mutter gesprochen haben, die nicht mehr ist...“ — „Um meinetwillen haben Sie geweint?“ rief er wie berauscht und umhüllte sie gleichsam mit der Flamme seines Blickes.

Sie wurde tief roth und senkte verwirrt die Augen.

„Es thut Ihnen also leid um mich?“ fuhr er gerührt fort. — „Ja,“ sagte sie und schaute ihn wieder offen an. „Und ich dachte bei mir: Gott wird Sie nicht verlassen!“

In diesem Augenblicke kam die Wirthstochter in's Zimmer und rief: „Ihr Vater ist da, Fräulein Blanche, Sie sollen zum Essen kommen!“

Das junge Mädchen grüßte die beiden Fremden und entfernte sich.

„Sie heißt Blanche!“ murmelte Leon halb für sich.

Eine Stunde später, als Blanche und Rouvenat den Gasthof verließen, um in ihren Wagen zu steigen, trafen sie Leon, der sie grüßte.

„Kennst Du denn diesen jungen Mann?“ fragte Rouvenat. — „Das nicht. Wir haben nur einige Worte mit einander gewechselt...“

Rouvenat wandte sich noch einmal nach ihm um. „Ein schmucker Junge!“ sagte er.

Blanche war nachdenklich geworden. Ihr Herz stand in Blüthe.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Berg.

(Bild S. 112.)

Schloß Berg ist eines der schönsten Besitzthümer des Königs von Bayern und der Lieblingsstiz des poetischen Monarchen. Es liegt am villenumkränzten Starnberger See in der Nähe von Leoni und birgt eine reiche künstlerische Ausstattung, welche leider nicht besichtigt werden kann. So ist ein Saal, geschmückt mit Raulbach'schen Kartons zu Schiller, allein für den König gemalt; sie sind nie in das Publikum gekommen, und andere kostbare Schätze der Malerei und Bildhauerkunst mehr schmücken die übrigen zahlreichen Räume.

Unser Bild zeigt hier einen prächtigen Korridor dieses Schlosses, der uns ahnen läßt, zu welcher künstlerischen Pracht er führt. Das Schloß, vom herrlichsten Park umgeben und dicht am Wasser gelegen, hat in seinem Aeußern einen burgartigen, mittelalterlichen Charakter. Das viereckige Bauwerk wird flankirt durch vier Thürme und überragt von einem hohen fünften, von welchem herab bei Anwesenheit des Monarchen die königliche Flagge weht.

Elisa und Lothringen.

(Bild S. 113.)

Unsere Illustration führt uns hier Elisa und Lothringen, verkörpert in zwei Mädchen aus jenen Landestheilen, vor, welche ihre Nationaltracht tragen. Die Elsässerin erinnert in ihrer Erscheinung und Kleidung an die Schwarzwälder Mädchen — starke, stattliche Gestalt, blaue Augen, ovales, frisches Gesicht, das nicht ganz helle Haar theilweise bedeckt von der schwarzen, steifen Flügelhaube. Die Lothringerin ist feiner und zarter, pikanter von Figur und Zügen, sie mahnt etwas an vlämische Art und Weise durch die Krausen und Spitzen ihres Anzuges und durch das Häubchen auf dem dunklen Haar. Ihre Gesichtsfarbe ist blässer, durchsichtiger als jene der Elsässerin, ihre Züge schärfer geschnitten und die Augen meist dunkel. Die Elsässerin ist ganz deutsch in Tracht und Sprache, Denken und Fühlen. Die Lothringerin hat fast ein wenig Holländisch-Vlämishes, ist also in ihrer Art und ihrem Wesen auch echt germanisch. Beide so schwer wiedererrungene deutsche Schwwestern haben Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten, die sie sich bewahrt haben während der langdauernden französischen Herrschaft und die sie auch in der Wiedervereinigung mit dem alten Vaterlande sich bewahren mögen zum Ruh und Frommen des Reizes ihrer Erscheinung und ihrer Schönheit. Diese schädigen die deutsche Grundlage ihres Charakters nicht, geben diesem im Gegentheil einen individuell anziehenden Anstrich, wie ja jedes deutsche Land etwas Derartiges besitzt, während in Frankreich dieses Individuelle gerade fehlt.

Nach dem Frühstück.

(Bild S. 116.)

Wer kennt nicht aus „Reineke Fuchs“ die hübsche Schilderung des Familienlebens der Frau Ermelyn, der Frau Fuchsin, mit ihren Kinderchen Reinhard, dem Ältesten, welchem die Zähne so hübsch um's Mäulchen stehen, und Kossel, dem Schelmchen, und wie Herr Reineke seine Frau Gemahlin ermahnt, während seiner Abwesenheit auf die Kinder recht Acht zu geben.

An diese Schilderung verborgenen Fuchsfamilienlebens erinnert unser Bild hier. Reineke, der schlaue Räuber und Dieb, ist seinem Tagewerk nachgegangen und hat Frau Ermelyn mit ihren Kindern zu Hause gelassen. Leider hat der leichtsinnige Gatte nicht dafür gesorgt, daß etwas in der Speisekammer vorrätig war, und Frau Ermelyn muß jetzt von ihren Kindern fort und in der Eile etwas beschaffen. Das Glück ist ihr günstig, sie erwischt eine Gans und bringt sie glücklich in die Hölle. Das ist jetzt ein Schmaus, es wird gegessen und geschlürft und hin und her gezerrt, daß die Federn nur so fliegen; endlich ist die Gans verzehrt und der Hunger gestillt, und nun spielt Frau Ermelyn lustig mit ihren Kleinen, die so prächtige Fuchseigenschaften entwickeln und herrliche Fuchseigenschaften haben. Wie das kleine Volk springt und schleicht und lauert und klug angreifen und zu schlachten versteht! Es ist eine Lust für die Frau Fuchsin und wäre auch ein großes Vergnügen für einen heimlichen Beobachter, dem es gelingt, diesem Spiel nach dem Frühstück zuzuschauen.



Die Sympathie der Seelen.

(Schluß.)

Wie aber das Reich des Lichts und des wahren Lebens einen innigen Zusammenhang in dem ewigen Giedbau des Reiches Gottes hat: so organisiert sich auch in nachlässender Weise das Reich der Unwahrheit und der Lüge.

Es ist erstaunlich, wie leicht und schnell Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit des Geistes und Gemüthes zwischen Menschen bei der ersten Annäherung sich kundgibt. Betreffe das Gespräch auch die fremdartigsten, gleichgültigsten Dinge, so wird bei Naturen, die nicht in der Liebe zum Höchsten Eins sind, fast jeder Satz des Einen dem Andern mißfallen. Wo aber die Liebe Gottes in den Seelen lebt, da fühlen sie, selbst bei verschiedenen Ansichten in untergeordneten Dingen, dennoch eine gewisse innere Harmonie; diese ist das Wesen der edleren Sympathie.

Wie aber die edelsten Naturen mit einander sympathisiren, so finden und begrüßen sich einander auch die Schelme. Es ist bekannt, wie in einer großen Gesellschaft auch die Schurken sich schnell erkennen, als trügen sie ein Wahrzeichen an der Stirne, und sofort zusammentreten, um gemeinsam ihrer Natur gemäß zu handeln.

Dehgleichen, wenn in einer Gesellschaft von sehr verständigen und geistreichen Leuten zwei Dummköpfe sich finden, so werden diese sich sympathisch zu einander gezogen fühlen, und bald wird jeder von Beiden sich freuen, doch wenigstens einen verständigen Menschen in der Gesellschaft gefunden zu haben.

Wie wird sich das Ekle zum Gemeinen hingezogen fühlen, aber bei Gleichartigkeit des innern Wesens wird auch die Verschiedenheit unwesentlicher Eigenschaften eine gegenseitige Ergänzung bewirken, welche die gegenseitige Anziehung noch steigert. Das Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern“, ist nur wahr in Beziehung auf die Haupttrichtung des innern Lebens. In Beziehung auf die untergeordnete Eigenschaft Gleichgesinnter gilt das Gesetz der Anziehung ungleichnamiger Pole. Der Magnet zieht nur andere Magnete an, d. h. nur solche Körper, in denen dieselben elektrischen Strömungen fließen, nicht fremdartige Stoffe; aber von den Polen des Magnetes suchen nur die entgegengesetzten einander, während die nach derselben Seite gerichteten Pole einander abstoßen. Ähnlich ist es in dem seelischen Leben.

Die Sympathie ist nichts Anderes als das zur bewußten Empfindung gesteigerte Gefühl der innern Verwandtschaft eines Mitmenschen mit uns und das empfundene Bedürfnis der gegenseitigen Ergänzung und Bereicherung des geistigen Lebensinhaltes. Da nun unsere Empfindungen zumeist und am stärksten durch unsern Sinn angeregt werden, so wird auch die Sympathie am lebhaftesten durch das Aeußere des sich uns annähernden Wesens erweckt. Es liegt die Ueberzeugung bewußtlos in uns, daß das Aeußere ein Abdruck und eine Abpiegelung des innern Wesens sei, und der Schluß ist unwillkürlich und fast zwingend, daß unter einer schönen Hülle in einem schönen Kleide ein edles Wesen stecke und umgekehrt. Allerdings ist es das seelische Prinzip, welches je nach seiner Lebensstufe den Leib baut und gestaltet, und das Gesicht eines Menschen ist eine Hieroglyphe seines Wesens, die oft Interessanteres auslegt, als der Mund durch die Sprache auszudrücken vermag. Das gilt aber nicht von einzelnen Momenten der Aufregung oder der Abspannung, sondern von dem durchschnittlichen Gesamttypus der Züge während des ganzen Lebens eines Menschen. Der charakteristische Grundton der Mienen und Geberden spricht sich in seiner mittleren durchschnittlichen Form am wahrsten und deutlichsten aus, wenn man das Gesicht eines Menschen während seiner gewöhnlichen Berufsarbeit in einem ruhigen Augenblicke schauen kann, wo er selbst nicht weiß, daß er beobachtet wird. Ueberdies muß diese Beobachtung mit völliger Unbefangenheit, ohne vorgefaßte Meinung, mit rein objektivem Blicke geschehen. Sobald sich irgend etwas Selbstsüchtiges in das Urtheil einmischt, so wird es unwahr.

Wo ein Vorurtheil obwaltet, da ist die Entzifferung des Charakters aus den Gesichtszügen unmöglich. Wie häufig erscheint uns das Gesicht eines Menschen, dessen Ruf irgendwie befeht ist — und wie plötzlich klärt sich's auf mit der Ehrenrettung seines Charakters. Daher ist der erste Eindruck, den man vom Anblick eines unbekannten Menschen empfängt, am meisten unparteiisch und der Wahrheit am nächsten.

Doch alle die Täuschungen und Irrungen, welche durch oberflächliche und befangene Beobachtungen vorkommen, heben die Wahrheit nicht auf, daß die Seele ihren Leib gestaltet.

Dieses sagt in lieblicher Weise der altenglische Dichter Spencer in dem Verse:

„Denn jeder Geist, je reiner seine Kraft,
Je mehr des Himmelslichtes in ihm war,
— Um desto schöner seinen Leib er schafft.
Den er bewohnt, und schmückt ihn wunderbar
Mit Lieblichkeit und Anmuth hell und klar.
Denn von dem Geist hat er die Form erhalten,
Denn Geist ist Kraft — er muß den Leib gestalten.“

Die Annahme, „daß Jeder ist, wie er aussieht“, oder „Kleider machen Leute“ ist nur in dem Sinne wahr, daß man das gewöhnliche, das habituelle, das Alltagskleid darunter zu verstehen hat. Der sogenannte „Sonntagsrod“ zeigt den Menschen gewöhnlich schöner und besser als er ist, und die Reizung ist allgemein, sich der Welt nur im Sonntagskleid, d. h. sich von der schönsten Seite zu zeigen. Daher kommt der sogenannte „Modeteufel“. Leider kann der Teufel, wenn es in seinem Interesse zu liegen scheint, zeitweise auch Engelsgestalt annehmen. Allein die Engelsgestalt ist nicht sein Alltagskleid.

Als einst am Hofe der Visconti unter vielen edlen Herren

Kleine Korrespondenz.

P. S. in Ulm. Benzin ist sehr feuergefährlich, deshalb rathen wir Ihnen ab.
 Frau Amalie Kutter in Baden-Baden. Wir freuen uns über den Erfolg des Mittels bei Ihnen.
 Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthseln u. s. sind uns zugegangen von: Frln. Amalie Winter, Breslau; Antonie Dähnel, Stettin; Marie Petersen, Kiel; Anna Prosser, Brunn; Emma Ringelli, Wien; Emilie Germe, Berlin; Frau E. W., Bremerhafen; Frn. G. Edstein, Leipzig; A. Bollmer, Bradford; D. Horn, Ballenstedt; D. Mayer, Reih; J. Dabnit, Wien; Abonnent L. Veer; J. Wachter, Burscheid; J. Kimmelman, Schlegeltern; G. W. Jundrud; D. Vollmar; A. Ebbede, Braunshweig.
 Frln. Emma Halbritter in B. Der Autor wohnt in Stuttgart.

Abonnentin in Pion. Wenden Sie sich an die Glasbläse in der Mollkopf in Stuttgart.
 Frn. P. Schmolz. Erinnert an ein bekanntes Lied.
 Frn. Joh. Wachter in Burscheid. Glauben Sie doch nicht allen diesen Ankündigungen. Wir wissen von der Sache übrigens nichts Näheres.

Abonnent L. in Berlin. Jffenheim bei Baden-Baden.
 Frn. D. Simler in Jnaim. Das Klima von Montreux ist in kalten Wintern, wie j. B. dem letzten, durchaus nicht süditalienisch. Nizza — ein sehr bedeutender Unterschied — ist besser j. B. als Neapel, das jäh Wechsel, und Rom, das besonders im Februar und März schneidend kalte Winde hat.

Ärztliche Korrespondenz.

Stud. W. B. in Rötten, Frn. H. in Kempen und Abonnent F. G. in U. bei Zürich. Ohne persönliche Untersuchung ist kein Rath zu erteilen möglich. — Dr. St.
 Frn. Arthur R. in D. Ein gutes kosmetisches Waschwasser ist

das sogenannte Kummerfeld'sche, in den Apotheken unter dem Namen Aqua Kummerfeldii erhältlich. Man schüttelt die betreffende Mixture tüchtig um und wäscht mittelst eines zarten Schwämmchens damit die betreffenden Hautstellen. — Dr. St.
 Abonnent in L. Der Rath, den wir früher in Bezug auf Behandlung der Kopfhaut mit Glycerin und Seifenspiritus gegeben haben, war allerdings so gemeint, daß man nach geschickter Benützung, etwa nach einer Viertelstunde, die betreffenden kosmetischen Mittel wieder durch lauwarmes Wasser entfernen soll und dann sofort gehörig abtrocknet. Wenn Sie die ganze Nacht über die klebrige Masse auf dem Kopfe belassen haben, dann wundert es uns durchaus nicht, daß des Morgens die Haare so fest zusammenkleben, daß Sie solche äußerst schwer auseinander brachten. Der Seifenspiritus zum Reinigen der Kopfhaut wird mittelst eines Schwämmchens zwischen die Haare eingegeben, dann aber wieder mit Hilfe einer Bürste aus denselben entfernt. Es soll derselbe nur auflösend auf die Schuppen des Haarbodens wirken und durchaus nicht in den Haaren hängen bleiben. — Dr. St.

Anfragen*).

4) Wie vertreibt man den Holzwurm aus Möbeln?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Beantworter werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Fiktion: Eine Konterfäßeit wilder Kaminden, von Oskar Reuleaux. — Albumblatt: Die Wetterfahne. — Fiktion: Roman nach Emile Richebourg von Emile Sacano. Fortsetzung. — Schloß Berg. — Fiktion und Erzählung. — Nach dem Frühstück. — Aus Natur und Leben: Die Sympathie der Seelen. Schluß. — Aus allen Gebieten. — Schluß. — Kleine Korrespondenz.

Ankündigungen.

117 Bände Romane für nur 18 Mark.

Bibliothek der besten (schwedischen) Romane (Almqvist und Flygare-Carlson), 18 Bände, halt 13. 50 nur 18 Mark.
 Dool's Romane, 30 Bände, halt 15. — nur 18 Mark.
 Cervantes' sämtliche Romane und Novellen (incl. Don Quixote), 12 Bände, halt 13. 50 nur 18 Mark.
 Altkaiser, der Blutstöße, Roman, nur 1. 50.
 Wertheimer, 12 Schicksalstage, 3 Bände, halt 7. 80 nur 18 Mark.
 James' Romane, 53 Bände, halt 20. — nur 18 Mark.
 Obige 117 Bände zusammen halt 72 Mark für nur 18 Mark.
 A. Werther's Buchhandlung in Stuttgart.

Für Kaufleute.

Im Verlage von Jos. La Ruelle in Aachen erschien:

Offerten- und Adressenbuch

für Comptoir.

Preis Mark 3,60.

Dasselbe hat den Zweck: Preis-Offerten und Firmen übersichtlich einzutragen, sowie in dem angehefteten Album Adresskarten, welche aufbewahrt werden sollen, einzukleben und vor Verlorengehen zu schützen und wird dieses praktisch eingerichtete Geschäftsbuch jedem ordnungsliebenden Kaufmann willkommen sein. Durch die geschmackvolle äussere Ausstattung des Albums eignet sich dasselbe auch als Geschenk.

Gegen Einsendung des Betrages an obige Verlagsbuchhandlung erfolgt Franko-Zusendung; auch kann das Geschäftsbuch durch alle Buch- und Schreibmaterialienhandlungen bezogen werden.

Anerkannt vorzügliches Lehrbuch für den Klavierunterricht.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Klavierschule für Kinder

mit

besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser,

penf. Musiklehrer, Ritter u.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen. Preis der ersten Abtheilung eleg. brosch. M. 2. 50., der zweiten, dritten und vierten Abtheilung eleg. brosch. je M. 3. —

Urtheile der Presse:

Eltern und Klavierlehrer werden dieses Werk gewiß mit Freuden begrüßen, denn es ermöglicht jedem Lehrer, auch dem, der noch nie Anfänger unterrichtet, dem Schüler eine wirklich breite Basis für die ersprießliche Weiterentwicklung des Spiels zu geben, es leitet ihn an, sich dem kindlichen Bedürfnisse zu nähern, da es zu den Studien ausreichende Bemerkungen bringt, es ist ein richtiges Elementarbuch.
 Gehört unstreitig zu den besten Schulen, recht elementar, mit richtigem methodischem Verstand bearbeitet. Die Ausstattung ist eine sehr treffliche. Wir empfehlen das Buch angelegentlich.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.



Dr. Bangerle's Petrol-Lampe.

A. A. Patent.

Diese Lampe hat sich so ausgezeichnet bewährt, daß sie von Seite der bayer. Bahndirektion zufolge Generaldirektions-Ertheilung vom 1. Jan. 1880 bei den kgl. bayer. Staats-eisenbahnen eingeführt wurde.
 Muster. Preis, gr. u. kr. Preisel, gegen Eins. ab. Nachn. von 11 (10") oder 14 (14") M.
 Generaldepot: J. F. Föcher, München, Theresienstr. 7.

Revue des Modes Parisiennes

erscheint am 1. und 15. jeden Monats mit französischem und deutschem Text 1 Bogen stark in Folio-Format und bringt im Laufe eines jeden Vierteljahres drei fein kolorirte Original-Gruppenbilder von je sechs Figuren, vier Kostüm- und zwei Hutbilder, zahlreiche in den Text gedruckte Holzschnitte, sowie alle Monate abwechselnd einen Schnittmusterbogen und ein in natürlicher Größe zugeschnittenes Muster.

Expedition für Pariser Moden-Journale Verlag von Hoffmann & Ohnstein in Leipzig.

Illustrirtes Familien-Journal

Preis pro Vierteljahr 3 Mark. Einzelne Nummern 60 Pf.

Probe-Nummern

sind vorrätig in allen Buchhandlungen, die, wie alle Postämter, Abonnements annehmen.

Im Verlage von G. S. W. in Rottweil O/S. erschien:
Die doppelte Buchführung
 für Fabrik-Geschäfte.
 Von H. Krüger.
 Preis 2 Mark. 196

Neu! Nützlich! Unterhaltend!
 Bei R. H. Dietrich, Dresden, erschien
 u. ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Universalkalender
 des 19ten Jahrhunderts n. Chr. G.
 Auf feinsten Karten gedruckt. Preis 50 Pf.
Dietrich's Volkskalender
 (humorist.) mit Oeldruckbild. Preis 50 Pf.
 Franks gegen Einsendung in Briefmarken.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der kundige Steuer-Reklamant.
 Eine Anleitung und Belehrung für alle Stände zur vorschriftsmässigen u. Erfolg versprechenden Abfassung von Reklamationen gegen die Klassen-, Klassifizierte Einkommen-, Gewerbe-, Grund-, Gebäude- u. Kommunalsteuern mit 50 verschiedenen Reklamationsformularen.
 Preis M. 1,50.
 J. H. Heuser'sche Verlagsbuchhandlung, Neuwied & Leipzig.



Portraits in Lebensgröße, Kreide- oder Oel-Malerei, werden nach jed. eingel. Skizze, auch v. Verstorbenen, auf d. feinsten u. sorgfältigste angefertigt. Die getreueste Nachahmung in. garantirt. Preisberechnung franko. Brief. Inbetrieb von R. Falk in Halberstadt.

Korh 114
 Alle diejenigen, deren Verbindungen mit Adelsgeschlechtern dunkel sind oder Geschlechtswappen suchen, werden ersucht, dem Ober-Lieut. v. Frost in Kolding, Dän., ihre Adresse aufgeben zu wollen. NB. Porto 20 g.

Für Männer
 jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Aertlich begutachtet und empfohlen. Broschüre, jowit Prospekt beschickt franko verschlossen gegen Einsendung von 50 g. in Briefmarken.
 175 Generalagent Dujatti in Nürnberg.

Meine vorzüglich singenden
Kanarienvögel,
 meine Broschüre (à 50 g. franko) halte ich zur Versendung bereit.
 R. Maschke,
 St. Andreasberg im Harz.

Galvanische Niederdrückläge von den in meinen Journalen „Reiter Land und Meer“ und „Illustrirte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. v. Quadrat-Zentimeter abgegeben.
 Stuttgart. Eduard Hallberger.

Das
Versandt-Geschäft MEY & EDLICH,
 LEIPZIG
 versendet

nachstehende Waarengattungen direkt an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-courant** von dem Versandt-Geschäft **Mey & Edlich, Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.

Specialitäten

Versandt-Geschäfts **MEY & EDLICH, Leipzig:**

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen,
 Manschettenknöpfe mit Kindehuss und Bunte Satin-Gravatten für Herren,
 Feder, Rüschen von Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen,
 Shirts, Chiffons und Hemdentuche, Chocolade; Mey's Cacao pulverisirt,
 Kein leinene Taschentücher für Damen, Schwarzer Chinesischer Thee,
 Herren und Kinder, Biscuits und Waffeln,
 Schwarzweidene Gravatten für Herren, Toilette-Seifen und Parfums,
 und Knaben,
 Weisses Batist-Gravatten für Herren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen. Illustrirte Preis-courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versandt.

Das Versandt-Geschäft **MEY & EDLICH, Leipzig**, garantirt und versendet nur beste Waare, selbst vom kleinsten Quantum an, zu den billigsten Preisen.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versandt-Geschäft MEY & EDLICH,
 9 Neumarkt, Leipzig.